10020
149

9/1970 • 1,– M
MAGAZIN DES SOLDATEN

# ARMEE Rundschau

**Zwei Kanoniere klagen:
Warum denn immer gleich
so streng und nachtragend?**

# Oberst Richter antwortet

Der Zufall will's, beide sind mit dem Wachdienst in Konflikt geraten. Sie kennen sich nicht, sie stammen aus verschiedenen Truppenteilen, haben mir unabhängig voneinander geschrieben, aber beide leiden an einer fatalen Fehleinschätzung sowohl der Sache selbst als auch der Folgen.

Derjenige, dem die Strenge zu streng ist, hatte geschlafen! Für 3 Minuten bekam er 3 Tage „Dicken" und noch einige Standpauken dazu! Derjenige, der die Konsequenzen als nachtragend empfand, hatte einem Kumpel den Ausgang frei gegeben – ohne Ausgangskarte, versteht sich! Und nun darf er selbst nicht seinen Feierabend draußen verleben und kann sich 4 Wochen über die Fröhlichkeit des Ausganges von anderen erzählen lassen.

„Bis dahin", so versichern beide allerdings, seien sie „gerade einverstanden". Daß sie nun aber an keiner Bestenprämie beteiligt sind bzw. ihre Beförderung in Frage gestellt ist, verteufeln sie als schreiendes Unrecht. Deshalb einige kurze, aber leicht zu begreifende Sätze zum Wachdienst:

Wache heißt bekanntlich nicht Schlafe und ist auch nicht zur Organisierung von Disziplinarverstößen da.

Wache ist im Gegenteil Garantie für Ordnung, Disziplin und Sicherheit. Wachdienst ist eine Gefechtsaufgabe. Diese Worte kennen sicher alle aus der DV-10/4, der Standort- und Wachdienstvorschrift. Was dort nicht direkt steht, ist aber ebenso wahr: Wachdienst ist Kampfauftrag der Arbeiter-und-Bauern-Macht, ist Landesverteidigung in Aktion!

Das mag vielleicht zu anspruchsvoll klingen. Ist es aber nicht, denn der Schutz seiner Genossen und der militärischen Objekte, Güter und Kampfmittel ist das Anspruchsvollste, was es für einen Soldaten gibt. Der Wachdienst ist ein solcher Anspruch und ein Vergehen während dieser Zeit die mittelbare oder unmittelbare Gefährdung unserer Verteidigung.

Die Konsequenzen, die beide für ihr Vergehen nun auf sich nehmen mußten, sind deshalb wahrhaftig noch als mild zu bezeichnen. Das berühmte blaue Auge gewissermaßen. Vielleicht klingt nun „Wachvergehen" schon nicht mehr so harmlos in den Ohren unserer beiden Sünder.

Dennoch möchte ich das Deutliche noch einen Grad verständlicher machen: Bei Wachvergehen wird in der Regel auch der Militärstaatsanwalt hellhörig. Denn derartige Disziplinarverstöße liegen mehr an der Grenze zu den militärischen Staatsverbrechen des Verrates, der Fahnenflucht und der Feigheit als etwa auf der Linie von Vergehen im nichtvergatterten Zustande.

Eine fahrlässige Gefährdung der Sicherheit und Ordnung macht da kaum eine Ausnahme. Und erst recht nicht der leichtfertige Mißbrauch erteilter Vollmachten.

So ernst ist das. Wer sich gegen die Landesverteidigung vergeht, wer die militärische Sicherheit untergräbt, verdient keine Nachsicht!

Das ist es, was jeder begreifen möge und ich hoffe, auch versteht.

Auch Sie, Genossen Kanoniere, werden nun kaum mehr fragen, ob ein solcher Genosse in nächster Zeit noch prämiiert, ausgezeichnet oder befördert werden kann. Da müssen Sie sich erst mal eine Zeit bewähren! Solide bewähren, meine ich. Denn für alle diese Auszeichnungen gilt als wichtigstes Kriterium, ob der Betreffende seine Soldatengrund- und Klassenpflicht ordentlich erfüllt.

Daß sie Sieger im Kampf gegen ihre eigene militärische Unvollkommenheit bleiben werden, daran zweifle ich nicht.

Ihr eigener Wunsch, wieder in die Reihen der Besten aufzurücken, ist mir eine gute Garantie dafür.

Ich wünsche Ihnen dazu jedenfalls ganzen Erfolg!

Ihr Oberst Richter

# Miteinander – füreinander

**Waffenbrüder – Klassenbrüder!**

**Vereint unbesiegbar!**

**Dem Feind keine Chance!**

**Weiträumige Handlungen und viele operativ-taktische Varianten zur Abwehr eines Aggressors waren für das Manöver „Oder-Neiße '69" kennzeichnend. Es begann mit einer Seelandung an der Ostseeküste (Bild unten) und erstreckte sich bis Dolny Slask. Verbände aller Teilstreitkräfte und Waffengattungen nahmen daran teil. So demonstrierte eine taktische Luftlandung im Rücken des „Gegners" (oben) in hervorragender Weise das präzise Zusammenwirken zwischen den verschiedenen Armeen. Gemischte Verbände waren bereits bei „Oktobersturm" gebildet worden und hatten sich bewährt. Einen befehligte damals General Ernst (rechts oben), dem auch ein sowjetischer Verband unterstellt war.**

1955 WAFFEN-BRÜDER-SCHAFT 1970

*Im Postsack des Augustheftes nannten wir die bisher größten gemeinsamen Manöver der Armeen des Warschauer Vertrages, an denen die Nationale Volksarmee teilnahm. Diese Antwort war an den Gefreiten Buchheim aus Frankenberg gerichtet. Viele andere Leser stellten uns ähnliche Fragen: Warum finden gemeinsame Manöver statt? Welches war das bisher größte auf dem Gebiet der DDR? Handeln auch gemischte Verbände aus mehreren Armeen? Wieviel Kräfte und Mittel nehmen teil? Gab es Manöver, an denen die NVA nicht beteiligt war? Stehen „Sieger" und „Verlierer" schon vorher fest? Was müssen die Soldaten leisten? Ist Freundschaft eingeplant? Was hat die Bevölkerung von einem großen Manöver? Fragen über Fragen, die wir in diesem Beitrag beantworten wollen.*

*

Der Gefechtslärm schwillt von Minute zu Minute an. Die aus ihren Brückenköpfen heraus operierenden vereinigten Truppenverbände der Seite Nord sind zeitweilig zur Verteidigung übergegangen. Aus allen Rohren feuernd, ringen sie den „gegnerischen" Widerstand nieder und setzen ihren Angriff fort.

Rechts stoßen sowjetische und polnische Panzer in den Rücken des „Gegners" vor. Links greifen NVA-Truppenteile und ein tschechoslowakischer mot. Schützenverband an.

Schlachtflieger donnern über das Übungsfeld. Polnische. Ihre Bomben liegen gut. Auch die Geschosse der Artillerie, die über die Köpfe der angreifenden Soldaten hinwegheulen.

Sowjetische Hubschrauber erscheinen am Himmel. Im Rücken des „Gegners" setzen sie eine taktische Luftlandeeinheit mit schwerer Kampftechnik ab. Damit ist der Kampf in die entscheidende Phase eingetreten. Die Panzer und Schützen dringen ungestüm weiter vor, schließen den Ring, ziehen ihn enger und enger. Für den „Gegner" gibt es kein Entrinnen . . .

So endete das Manöver „Oder-Neiße '69".

Gemeinsame Manöver gehören seit Anfang der sechziger Jahre zur ständigen Praxis der Armeen des Warschauer Vertrages. Mit ihnen verfolgt das Vereinte Oberkommando das Ziel, die aus den Grundsätzen der marxistisch-leninistischen Militärwissenschaft abgeleiteten gemeinsamen Anschauungen über die operative Kunst und Taktik praktisch anzuwenden, das Zusammenwirken der Kommandeure, Stäbe und Truppen zu vervollkommnen, die Gefechtsbereitschaft der Streitkräfte zu überprüfen und die Waffenbrüderschaft zu festigen. Gemeinsame

Manöver fördern das Zusammenwachsen der Armeen zu einem einheitlichen militärischen Organismus. Sie demonstrieren die Unverletzbarkeit der Territorien sozialistischer Staaten. Damit sind sie ein Teil der großen Anstrengungen der sozialistischen Verteidigungskoalition zur Sicherung des Friedens.

Auf dem Gebiet der DDR war „Oktobersturm" das bisher größte gemeinsame Manöver. Es fand im Oktober 1965 im thüringischen Raum statt. An ihm nahmen sowjetische, polnische, tschechoslowakische und Verbände der NVA teil. Bei den Landstreitkräften betrug der Anteil der NVA an der Gesamtzahl der Teilnehmer etwa 50 Prozent.

Erstmalig handelten damals die Truppen vorwiegend in unbekanntem Gelände, außerhalb von Übungsplätzen. Nach der angenommenen militärischen Lage hatte der „Gegner" überraschend die DDR-Staatsgrenze überschritten. Die Gefechtshandlungen wurden anfangs mit konventionellen Mitteln geführt und gingen dann in einen Raketenkernwaffenkrieg über. Dem lag eine mögliche Variante imperialistischer Aggressionshandlungen zugrunde, die in der NATO-Kriegsplanung enthalten sind. Dieses Manöver war eine eindeutige Warnung an den westdeutschen Imperialismus. Es demonstrierte den gemeinsamen Schutz der DDR durch die verbündeten sozialistischen Armeen.

Handlungen in der Anfangsperiode eines Krieges widmet das Vereinte Oberkommando große Aufmerksamkeit, weil sie für den weiteren Ausgang des Kampfes entscheidend sein können. Sie stellen an die Truppen große Anforderungen. Nur wenn alle Teile des einheitlichen Verteidigungssystems reibungslos zusammenwirken, kann der Sieg im Kriege errungen werden.

**Waffenbrüder – Klassenbrüder! Wenn sie sich begegnen, haben sie keine Geheimnisse voreinander. Das sozialistische Bewußtsein der Kämpfer ist eine zusätzliche Waffe, über die nur sozialistische Armeen verfügen.**

**Partei- und Staatsführung messen den gemeinsamen Manövern große Bedeutung zu. Unser Bild: Genosse Walter Ulbricht, Vorsitzender des Nationalen Verteidigungsrates der DDR, im Gespräch mit polnischen Fallschirmjägern, die bei „Oktobersturm" hervorragende Leistungen vollbrachten.**

Den Oberbefehl über die Manövertruppen führen abwechselnd die Verteidigungsminister oder andere leitende Militärs der Warschauer Vertragsstaaten. Es werden auch gemischte Verbände aus Angehörigen verschiedener Armeen gebildet, die unter einem Kommando gemeinsame Kampfaufgaben zu lösen haben. So befehligte bei „Oktobersturm", das von Armeegeneral Koschewoi geleitet wurde, ein General der NVA einen Verband, dem deutsche und sowjetische Truppenteile angehörten. Er und sein Stab zeichneten sich dabei durch geschickte, schnelle Arbeit bei der Entschlußfassung und

bei der Aufgabenstellung an nachgeordnete Stäbe und Truppen aus.
Die Führung großer Truppenverbände erfordert hohes militärisches Können, sorgfältige Planung und umfangreiche Organisation. Je mehr Kräfte und Mittel an den Manövern teilnehmen, desto aufwendiger ist diese Arbeit. Stärke und Zusammensetzung der teilnehmenden Verbände hängen von der jeweiligen operativ-taktischen Idee des Manövers ab. Sie werden nach den Plänen des Vereinten Oberkommandos festgelegt. In welchem Umfange gemeinsame Manöver stattfinden, mögen einige Zahlen veranschaulichen:
Beim Manöver „Quartett" im September 1963 auf dem Gebiet der DDR handelten aus den vier beteiligten Bruderarmeen:

40 000 Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere,
760 Panzer,
8 000 Kraftfahrzeuge verschiedener Typen,
mehrere Hundert Flugzeuge.

An der gemeinsamen Truppenübung von Verbänden der Sowjetarmee und der NVA im April 1965 im Raum westlich Berlins nahmen teil:

45 000 Mann,
900 Panzer,
900 SPW,
500 Geschütze und Granatwerfer,
9 000 Kraftfahrzeuge verschiedener Typen,
500 Flugzeuge.

Zur Erhöhung der Verteidigungsfähigkeit der sozialistischen Militärkoalition tragen alle Teilnehmerländer des Warschauer Vertrages, geführt von den marxistisch-leninistischen Parteien, aktiv und gleichberechtigt bei. Darum finden auch außerhalb des mitteleuropäischen Raumes gemeinsame Manöver statt, an denen die NVA nicht beteiligt ist. Ein Beispiel dafür war die Übung „Rhodopen" im August 1967 auf bulgarischem Gebiet und im Westteil des Schwarzen Meeres. Daran nahmen Land- und Seestreitkräfte der VR Bulgarien, der SR Rumänien und der UdSSR teil. Die Leitung hatte der Minister für Volksverteidigung Bulgariens, General Dobri Dshurow. Die Teilnehmer er-

**Nejdek, ein Städtchen in der ČSSR, begrüßte herzlich die Soldaten der NVA, die am Manöver „Moldau" teilnahmen. Die Werktätigen der sozialistischen Länder, geführt von der Partei der Arbeiterklasse, dokumentieren bei allen gemeinsamen Manövern ihre feste Verbundenheit mit den Soldaten des Sozialismus.**

probten die unter den dortigen Bedingungen erforderlichen Kampfhandlungen zur Zerschlagung eines Aggressors.

Ziel der gemeinsamen Anstrengungen aller Bruderarmeen ist es, den Sozialismus zuverlässig militärisch zu schützen und dem imperialistischen Gegner jederzeit überlegen zu sein. Zu jeder Stunde und an jedem Ort müssen die Streitkräfte besser als ein Aggressor auf den Krieg vorbereitet und bereit sein, ihn auf seinem eigenen Territorium vernichtend zu schlagen. Das entspricht in vollem Umfange der gewachsenen Verantwortung der sozialistischen Staatengemeinschaft und ihrer Armeen bei der weiteren Veränderung des internationalen Kräfteverhältnisses zugunsten des sozialistischen Weltsystems, die auf der Moskauer Beratung der kommunistischen und Arbeiterparteien hervorgehoben wurde. Diesen höheren Anforderungen werden die Bruderarmeen bei künftigen gemeinsamen Manövern in verstärktem Maße Rechnung tragen.

Daraus folgt, daß bei den gemeinsamen Manövern Handlungen geprobt werden, die der Realität eines möglichen Krieges weitgehend nahe-

kommen. Dadurch wird der Ablauf eines Manövers in seinen wesentlichen Zügen vorausbestimmt. Allerdings können der Gegner und seine Wirksamkeit nur bis zu einem gewissen Grade dargestellt werden.

Vorausbestimmung wesentlicher Züge bedeutet jedoch nicht, daß die Handlungsfreiheit der Kommandeure, Stäbe und Truppen zur Erfüllung ihrer Aufgaben eingeengt wäre. „Sieger" und „Verlierer" stehen also nicht von vornherein so sicher fest, wie manche meinen. So kam es bei „Oder-Neiße '69" zu einem Begegnungsgefecht zwischen zwei sowjetischen Panzerverbänden, dessen Ausgang zeitweilig auf des Messers Schneide stand. Der Kommandeur der Gegenseite führte seine Truppen so geschickt, daß er seinen Widersacher vorübergehend arg bedrängte und ihn zwang, seine Kräfte kurzfristig umzugruppieren.

Das Gefechtsfeld ist Prüffeld für das Können aller Beteiligten. Von den dort gesammelten praktischen Erfahrungen profitieren alle, „Sieger" und „Verlierer". Das gilt nicht nur für die Führungskader, sondern auch für die Soldaten. Sie vollbringen bei den Manövern viele hervorragende Leistungen, und die Anforderungen an sie wachsen bei künftigen Manövern weiter. So zeichneten sich bei „Oktobersturm" die mot. Schützen der NVA durch hohes Angriffstempo aus. Die Panzersoldaten führten geschickt das Feuer aus der Bewegung und aus dem kurzen Halt und forcierten zügig ein Wasserhindernis. Die Artilleristen nutzten die Feuerkraft ihrer Waffen maximal aus und unterstützten wirksam das Vorgehen der Schützen und Panzer.

Beim Manöver „Moldau" absolvierten die Truppen der NVA einen Tag- und Nachtmarsch von 340 km Länge im bewaldeten Mittelgebirge in voller Kampfstärke, ohne Ausfälle, und griffen zur befohlenen Zeit in den Kampf ein. Die Panzerbesatzungen bewältigten in wenigen Tagen je Fahrzeug etwa 500 km Fahrstrecke, bei den übrigen Kraftfahrzeugen betrug die durchschnittliche Länge der Marschstrecke je Fahrzeug 767 km. Diese und viele andere Leistungen sind Ergebnisse der großen Anstrengungen und Fähigkeiten der Soldaten.

Für die Soldaten, für alle Teilnehmer sind die gemeinsamen Manöver unvergeßliche, erlebnisreiche Tage der Waffenbrüderschaft. Nicht nur auf dem Gefechtsfeld, sondern auch am Rande des Manövers – im Feldlager, bei Freundschaftstreffen, bei Kulturveranstaltungen oder bei der traditionellen Feldparade – festigen sie die Bande der Freundschaft und Waffenbrüderschaft. Solche persönlichen Begegnungen zwischen den Angehörigen der Bruderarmeen sind lebendige Demonstrationen der Losung: „Waffenbrüder – Klassenbrüder! Vereint unbesiegbar! Dem Feind keine Chance!"

Von einer solchen Zusammenkunft berichtet Gefreiter Fred Huskobla:

„Wir handelten gemeinsam mit unserem sowjetischen Patentruppenteil. Eines Tages kamen die Gardisten in unser Feldlager. Die Freude war groß. Sie gaben uns viele gute Tips für das Leben unter feldmäßigen Bedingungen. Wir improvisierten einen Schießwettkampf. Später sangen wir gemeinsam und tauschten unsere Meinungen aus. Jeder von uns spürte: Auf unsere sowjetischen Waffenbrüder ist immer und überall Verlaß."

Doch nicht nur die Soldaten, auch die Werktätigen der sozialistischen Bruderländer nehmen an den gemeinsamen Manövern regen Anteil. Eisenbahner, Mitarbeiter von Versorgungsbetrieben, Künstler, Polizisten – viele tragen durch ihre Arbeit unmittelbar zum reibungslosen Ablauf der Manöver bei. Ob bei Betriebsbesichtigungen, Freundschaftstreffen, Kulturveranstaltungen oder an den Marschstraßen, überall empfängt die Bevölkerung die Truppen mit großer Herzlichkeit. Die Werktätigen sprechen mit Liebe und Hochachtung von i h r e n Soldaten. Dabei unterscheiden sie nicht zwischen tschechoslowakischen Artilleristen, sowjetischen Panzersoldaten, polnischen Fallschirmspringern und Pionieren der NVA. Das enge Zusammenwirken zwischen den Armeen des Warschauer Vertrages gibt allen Werktätigen die feste Gewißheit, daß die friedliche Entwicklung der sozialistischen Staatengemeinschaft zuverlässig gesichert wird.

*Oberstleutnant Rolf Dressel*

# Der Stockfisch

Viktor Nekrassow

Iljin wußte, daß er, ein ungeselliger, schüchterner Stubenhocker, der sich an das Leben unter militärischen Bedingungen noch nicht gewöhnt hatte, solchen jungen, fröhlichen Burschen und erfahrenen Frontkämpfern wie Wergassow und Konowalow fremd und unangenehm sein mußte. Davon, daß er das wußte, wurde ihm nicht leichter ums Herz. Denn sowohl Wergassow als auch Konowalow waren ihm sympathisch. Ihm gefielen ihr fröhliches Naturell und ihr sicheres, ungezwungenes Auftreten, es gefiel ihm, daß sie, mochte die Lage auch noch so schwierig sein, nie den Mut verloren und daß zwischen ihnen alles so klar und einfach war. Wergassow und Konowalow waren beliebt bei den Soldaten, sie wurden verehrt und zugleich gefürchtet; auch von ihren Vorgesetzten wurden die beiden geschätzt, weil sie wußten, wie man Vorgesetzten zu begegnen hat: nicht zu lässig und nicht zu steif, sondern ruhig, mit der Würde von Offizieren, die sich ihres Wertes wohl bewußt sind. Wenn sie unter sich waren, trieben sie dagegen allerlei jungenhaften Unsinn, verulkten einander, lachten, zerstritten sich wegen jeder Kleinigkeit und söhnten sich bald danach wieder aus. Mit einem Wort, sie waren einfache, gute Kerle. Iljin hatte immer so sein wollen wie sie, aber er wußte, daß er nie so sein würde.

Irgend jemand nannte ihn im Scherz einen „Stockfisch", und dieser Spitzname haftete ihm seither so fest an, daß man ihn, sobald er den Rücken kehrte, nur noch den Stockfisch nannte. Die Soldaten und er sprachen verschiedene Sprachen – das war jedenfalls sein Eindruck. Es lag ihm nicht, etwas rundweg zu verlangen oder gar zu befehlen, er konnte sich das „Bitte" und „Seien Sie so freundlich" nicht abgewöhnen, und vor seinem Starschina, einem klugen und gewandten Burschen, wurde er geradezu verlegen. Einzig im Verkehr mit Sergejew, dem Führer des ersten Zuges, fühlte er sich mehr oder weniger ungehemmt. Sergejew war an die sechs Jahre jünger als Iljin, er hatte ein rosiges Mädchengesicht ohne die leiseste Andeutung von Bartwuchs, was ihm nicht geringen Kummer bereitete. Aber er war intelligent und mutig, hatte schon zwei Verwundungen und trug einen Orden für seinen Einsatz in Stalingrad. Im Regiment hielt man große Stücke auf ihn, und wenn er nicht nur im Range eines Sergeanten gestanden hätte, wäre er nach Kusowkins Tod zum Kompaniechef ernannt worden, wovon er insgeheim seit langem träumte. Doch nachdem den Posten nun einmal nicht er, sondern der jegliche Fronterfahrung entbehrende Iljin erhalten hatte, nahm er den Stockfisch, als er dessen Ungeschicklichkeit bemerkte, unter seine Fittiche, obwohl dieser älter als er und sein Vorgesetzter war. Und man muß sagen, Sergejew handelte dabei sehr taktvoll.

Das Wichtigste für ihn war, die Autorität des Kompaniechefs zu stärken, zudem eines Chefs, der auf seine Autorität keinen allzugroßen Wert legte, ja nicht einmal begriff, wie nötig er sie an der Front brauchte.

Sergejew sah, daß Iljin in militärtechnischen Fragen ebenso schlecht Bescheid wußte wie in den praktischen Dingen des Militärlebens, aber er ließ das weder die Soldaten noch ihn selbst merken. Er lud Iljin einfach zu Kontrollbesuchen ein, wenn er mit seinem Zug übte, und gab so zusammen mit den Soldaten dem Kompaniechef Unterricht.

Iljin begriff Sergejews Absicht, und er war ihm dankbar dafür. Doch im Gespräch mit ihm berührte er diesen Punkt ebenfalls nie. Die Soldaten hatten den Trick des Sergeanten natürlich auch bald durchschaut, sie spöttelten anfangs und staunten, dann gewöhnten sie sich an den neuen Kompaniechef und fanden schließlich sogar Gefallen an ihm. Iljins militärische Begabung schätzten sie zwar nicht sehr hoch ein, und im Ernstfalle, wenn es um die Erfüllung eines konkreten Auftrages ging, hätten sie lieber Sergejew, Shmatschuk oder sogar Wowk zum Vorgesetzten gehabt – Wowk war Führer des dritten Zuges, ein Schreihals, aber ein erfahrener Kommandeur –, doch mit seiner Weichheit und seiner Gerechtigkeit gewann Iljin natürlich die Zuneigung der Soldaten.

Diese Weichheit gefiel Sergejew übrigens gar nicht. Er war schon das dritte Jahr bei der Armee und hielt sich mit Recht für einen guten Kommandeur, der sich mit seinen Soldaten auskannte. Er liebte sie, und sie liebten ihn, deshalb konnte er sie auch ruhig einmal anbrüllen und ihnen, wie man so sagt, eine Abreibung verpassen. Iljin konnte das nicht. Er tat das Gefährlichste, was ein Kommandeur tun kann, indem er mit den Soldaten nicht einmal wie einer ihresgleichen, sondern wie ein jün-

gerer mit älteren verkehrte. Iljin wußte natürlich, daß sie nichts von Mathematik verstanden, ja, daß die Hälfte von ihnen vielleicht nicht einmal fehlerfrei schreiben konnte, aber sie schossen gut, verstanden sich darauf, Handgranaten zu werfen und auf dem Bauch zu kriechen, binnen fünf Minuten einen Splittergraben auszuheben, ein Lagerfeuer zu machen oder einen Flicken aufzunähen, sie brachten es fertig, in jeder Lage, und wenn es sein mußte, sogar im Gehen, zu schlafen – mit einem Wort: Sie konnten alles, was man im Kriege können mußte. Und daher dachte Iljin, wenn er mit einem Soldaten sprach, jedesmal unwillkürlich: Was rede ich da, er weiß ja doch alles zehnmal besser als ich!

Iljin kehrte von der Besprechung beim Bataillonschef quer durch den Wald zu seiner Kompanie zurück.

Iljin stieß mit dem Fuß gegen einen Soldaten.

„Wen suchen Sie, Genosse Leutnant?"

„Sergejew oder Shmatschuk. Wissen Sie nicht, wo sie sind?"

„Shmatschuk hat doch heute Bereitschaftsdienst im Bataillonsstab", antwortete es von unten. „Er ist nicht hier."

„Und Sergejew?"

„Sergejew?" Der Soldat setzte sich auf.

„Sehen Sie dort die mächtige Eiche? Aber er hat wieder Malaria. Seit dem Abend schüttelt es ihn."

„Wer? Sergejew?"

„Ja."

„Zum Teufel! Shmatschuk ist nicht da und Sergejew krank. Und wo ist Wowk?"

„Auch dort an der Eiche. Sie haben ein Zelt."

Iljin mußte Wowk lange rütteln, bis er aufwachte.

„Was ist denn?"

„Wir haben einen Auftrag erhalten."

„Was denn noch für einen Auftrag?" In Wowks Stimme war keine Spur von Neugier.

„Gleich werden Sie es erfahren. Stehen Sie auf!" Wowk suchte murrend seine Stiefel. „Tjulka! Wo hast du meine Stiefel versteckt, du Schafskopf?" brüllte er durch den Wald. Da niemand antwortete, begann er von neuem die Stelle, wo er gelegen hatte, abzutasten.

„Von was für einem Auftrag reden Sie da, Genosse Leutnant?" ließ sich von links plötzlich Sergejew vernehmen.

„Schlafen Sie, schlafen Sie, Sergejew! Ich habe nicht Sie gemeint."

„Aber was für ein Auftrag ist es denn?"

„Sie betrifft es nicht, ich spreche mit Wowk. Wergassow hat befohlen, eine Anhöhe zu besetzen, und da . . ."

Sergejew fuhr hoch: „Welche Anhöhe? 103,2?"

„Ja."

„Sofort nehmen wir sie. Einen Augenblick . . ."

Sergejew stützte sich auf Iljins Schulter und stand auf. Selbst durch die Uniformjacke spürte Iljin, daß Sergejews Hand heiß war. „Hören Sie, Sie haben . . . diese Krankheit, was fällt

Ihnen ein!“ protestierte Iljin. „Und Sie haben Ihren ersten Auftrag“, flüsterte Sergejew ihm ins Ohr. Auch sein Atem war glühend heiß. „Was ist wichtiger?“

Die Höhe 103,2 befand sich etwa einen halben Kilometer von dem Wäldchen entfernt, in dem das Bataillon lag. Es gab zwei Möglichkeiten, an sie heranzukommen: auf geradem Wege über die Landstraße hinweg durch die Ebene, oder von links durch die sogenannte winkelförmige Schlucht. Es wurde beschlossen, daß ein Zug frontal, ein zweiter aus der Schlucht heraus zu der Anhöhe vorstoßen sollte. Sergejew drängte darauf, daß ihm der Frontalangriff übertragen würde, aber Iljin verweigerte es ihm hartnäckig, er glaubte, der Weg durch die Schlucht sei weniger gefährlich, und schämte sich, Sergejew den schwierigeren Abschnitt zu überlassen.

Wowks Zug blieb zur Verteidigung des Wäldchens zurück. Iljin nahm die Soldaten Shmatschuks, Sergejew ging mit seinen eigenen Leuten. Gegen ein Uhr waren beide Abteilungen nahe an die Anhöhe herangekommen. Der Himmel hatte sich am Abend mit schweren Gewitterwolken überzogen, und es herrschte eine höllische Finsternis. Da Iljin überdies kurzsichtig war, versuchte er, sich an Koschubarow zu halten, einen Sergeanten aus Shmatschuks Zug, der sich rühmte, in der Nacht wie eine Katze zu sehen. Und tatsächlich, Koschubarow kroch so schnell und so sicher, als ob er diesen Weg mindestens zehnmal zurückgelegt hätte und jeden Maulwurfshügel hier kenne.

Koschubarow hielt plötzlich an und streckte, als Iljin ihn eingeholt hatte, den Arm aus: „Sehen Sie das?“

Iljin schärfte den Blick, konnte jedoch nichts erkennen.

„Die Anhöhe“, hauchte ihm der Sergeant ins Ohr. „Noch etwa hundertfünfzig Meter.“

Iljin kniff die Augen zusammen, sah aber immer noch nichts.

Sie krochen weiter. Es ging bergauf. Hin und wieder stießen sie auf Sträucher. Und dann – vielleicht war der Mond aufgegangen oder die Wolkendecke gerissen, vielleicht waren sie einfach nahe genug herangekommen – zeichnete sich auch vor Iljins Augen die Silhouette der Anhöhe ab.

Sie hatten noch etwa zehn bis fünfzehn Meter bis zu der für den Angriff vorgesehenen Ausgangslinie zurückzulegen, als eine Stimme an Iljins Ohr drang. Auch die anderen hatten sie gehört. Sie hielten sofort inne. Koschubarow drückte sich gegen den Boden und blieb reglos liegen. Es war ein Deutscher, der da gesprochen hatte. Ein anderer antwortete ihm, sie unterhielten sich leise, aber ohne Furcht, gehört zu werden.

Iljin spitzte die Ohren.

„Wieviel hast du noch?“ fragte, etwas weiter links, eine kehlige deutsche Stimme von oben.

„Zehn Stück“, antwortete jemand von rechts.

„Und Helmut?“

„Weiß ich nicht, vielleicht fünf.“

Nach einer Weile ließ sich noch ein dritter vernehmen: „Ist die erste Reihe fertig?“ „Sofort. Noch fünf Minuten“, antwortete es wieder von rechts.

Sie legen Minen . . . , schoß es Iljin durch den Kopf. Zum Teufel noch mal! Er kroch zu Koschubarow und tastete nach seiner Hand. Die Uhr zeigte ein Uhr fünfzehn. Waren sie tatsächlich noch nicht länger unterwegs?

„Sie legen Minen, die Kanaillen . . .“, schimpfte Koschubarow kaum hörbar. Er hatte auch verstanden oder zumindest erraten, wovon bei den Deutschen die Rede gewesen war. „Was machen wir nun?“

„Was sollen wir machen?“

Iljin begriff, oder fühlte doch jedenfalls, daß jetzt alles von keinem anderen als von ihm abhing; daß davon, wie schnell er einen Entschluß faßte und wie schnell dieser Entschluß in die Tat umgesetzt wurde, nicht nur sein eigenes Leben (das kümmerte ihn, so merkwürdig es klingt, jetzt am allerwenigsten), sondern das Leben von zwanzig Menschen abhing, die ihn durch Koschubarows Mund fragten: Was machen wir nun? Der Ausgang der Operation hing davon ab. Dort im Walde, vor dem Bataillonskommandeur, und später dann, in der Besprechung mit Sergejew, hatte er nur den Wunsch gehabt, Wergassow, Konowalow, dem Major Filippow und selbst dem lieben, rührenden Sergejew zu beweisen, daß er – diese Schlafmütze, diese Memme – ebenfalls etwas zustande brachte. Doch jetzt, am Fuße der Anhöhe, die er, Leutnant Iljin, erobern sollte, dachte er an etwas ganz anderes.

Er fühlte, daß die Blicke Koschubarows und der zwanzig anderen, die neben ihm lagen, auf ihn gerichtet waren, er begriff, daß er sich mit Sergejew schlecht abgesprochen, irgend etwas versäumt, nicht bedacht hatte, daß der Auftrag dadurch bedeutend komplizierter geworden war. Aber er begriff auch, daß er sich damit nicht rechtfertigen konnte. Der Befehl lautete, die Anhöhe zu erobern, und er mußte sie erobern.

Iljin sah abermals auf die Uhr. Dreiundzwanzig Minuten nach eins. Es blieben zweiundzwanzig Minuten . . . Er rief sich den Plan der angenommenen deutschen Verteidigungsstellung in Erinnerung, den ihm Wergassow im Walde gezeigt hatte: Die Anhöhe hatte die Form eines Kegelstumpfes. Man mußte sie umgehen, um zu der mit Sergejew vereinbarten Zeit die Deutschen im Rücken anzugreifen. Das war der einzige Ausweg: im Rücken angreifen.

„Helmut, hallo! Helmut“ erscholl es von oben.

Iljin zuckte zusammen und flüsterte Koschubarow zu: „Wir biegen rechts ab, greifen sie im Rücken an. Es sind noch zwanzig Minuten Zeit.“

Koschubarow nickte zuversichtlich und kroch weiter. Die Anhöhe blieb links liegen.

*

„Nun, was ist mit unserem Stockfisch? Hat er noch keinen Melder geschickt?“ Konowalow

kauerte sich zu Wergassow und kitzelte ihn mit einem Grashalm im Ohr.
Wergassow stand auf. „Geh und sieh, ob der Melder schon da ist!“
Konowalow ging und kehrte augenblicklich zurück. Der Melder war noch nicht da. Wergassow blickte auf die Uhr – sieben Minuten nach zwei – und machte sich auf den Weg zum Waldrand. Es schien etwas heller geworden zu sein, die Anhöhe konnte man jedoch noch nicht sehen. Alles war still, nur die Wipfel der Bäume rauschten leise. Von der deutschen Seite hörte man keinen Laut. Wergassow blieb ein paar Minuten stehen und ging dann zurück.
Am Waldrand knisterte es, als ob jemand Sträucher niederträte.
„Wer da?“ rief der Wachposten.
„Lestschilin von der zweiten Kompanie. Wo ist der Bataillonskommandeur?“
„Hier! Hier!“ rief Wergassow mit gedämpfter Stimme. „Komm her!“
Der Soldat kam keuchend auf Wergassow zu. „Habt ihr die Anhöhe genommen?“
„Noch nicht. Hier ist ein Zettel von Leutnant Iljin.“
„Ich brauche die Anhöhe, nicht einen Zettel. Der Mensch schreibt noch Zettel!“ Wergassow fluchte. „Nun, was fummelst du dort herum? Konowalow, leuchte!“
Auf dem Zettel stand mit großen krummen Buchstaben und unregelmäßigen Zwischenräumen zwischen den einzelnen Wörtern – man sah, daß er eilig und im Dunkeln geschrieben war –: „Ich habe einen Gefangenen gemacht. Es hat sich herausgestellt, daß es richtiger ist, die hinter 103,2 liegende Anhöhe zu nehmen. Ich schneide 103,2 ab. Besetze die nächste. Iljin.“
„Hast du das gelesen?“ Wergassow fuchtelte mit dem Zettel Konowalow vor der Nase herum. „Hast du das gelesen? Ihm wird befohlen, eine Anhöhe zu nehmen, und er ‚schneidet sie ab‘.“ Wergassow knüllte den Zettel zusammen und schleuderte ihn zu Boden.
„Aber wir sind doch auf Minen gestoßen“, versuchte sich der Soldat zu rechtfertigen.
„Was sollen denn dort für Minen sein?“
„Die Fritzen haben sie gelegt. Wir kamen gerade dazu, als wir uns der Anhöhe näherten.“
„Und?“
„Da hat Leutnant Iljin eben beschlossen, sie zu umgehen und die Deutschen im Rücken anzugreifen. Dort zog einer der Fritzen gerade Kabel in dem Hohlweg zwischen der großen und der kleinen Anhöhe. Wir stießen zufällig auf ihn. Na, und dieser Fritz hat ausgesagt, daß seine Leute auf der bewußten Anhöhe Verteidigungsgräben ausheben . . .“
„Und? Sollen sie doch graben!“ fuhr Wergassow dazwischen.
„Aber der Fritz sagte auch, daß auf der anderen Anhöhe augenblicklich niemand wäre. Da-

Illustrationen: Wolfgang Würfel

gegen auf der 103,2, wie wir sie nennen, angeblich eine ganze Kompanie Pioniere. Sie errichten einen Beobachtungspunkt, und da hat der Leutnant beschlossen . . ."

„Ach, du mit deinem Leutnant! Pioniere, ein Beobachtungspunkt . . . Was bringt er alles durcheinander?" Wergassow blickte sich um. „Du führst mich hin! Pastuschkow, nimm deine MPi! Und schicke die Schutows zu mir, schnell!"

„Sind die Magazine voll?" fragte Wergassow mit einem Blick auf die Maschinenpistolen.

„Ja", antworten beide Schutows gleichzeitig.

„Dann gehen wir. Wo ist der aus der zweiten Kompanie?"

Lestschilin, der schnellste und klügste Soldat der zweiten Kompanie, der gewöhnlich als Melder eingesetzt wurde, führte Wergassow nicht geradenwegs zur Anhöhe, sondern durch die winkelförmige Schlucht. Wergassow merkte es erst unmittelbar am Fuße der Anhöhe, und wenn es auch ein Umweg von nur etwa fünf Minuten war, geriet er dadurch noch mehr in Wut. Aber sie befanden sich nun ganz nahe am Feind, und Wergassow mußte seine Wut bezähmen, obgleich es in ihm kochte. Er machte sich selbst keinen Begriff davon, wie er jetzt mit Iljin reden würde.

Er hat den Verstand verloren, mein Gott, er hat den Verstand verloren, dachte Wergassow, während er flink Lestschilin nachkroch. Sie ließen die Anhöhe hinter sich, aus deren Richtung nur hin und wieder noch ein Axthieb erscholl, die Stimmen waren schon nicht mehr zu vernehmen.

„Hierher, Genosse Bataillonskommandeur, hierher", flüsterte Lestschilin und machte Wergassow Platz.

„Wer da?" ertönte Sergejews Stimme. Er saß in einer Grube oder einem Bombentrichter – in der Dunkelheit konnte man es nicht unterscheiden.

Wergassow ließ sich zu ihm hinab. Er atmete schwer. „Wo ist Iljin?" flüsterte er nach einem Augenblick des Schweigens mit gepreßter Stimme und holte abermals schwer Atem.

„Auf der Anhöhe, wo die Deutschen Verteidigungsgräben ausheben", antwortete Sergejew ruhig. „Haben Sie denn nicht den Zettel erhalten?"

„Was zum Teufel brauche ich einen Zettel! Ich brauche die Anhöhe, verstehen Sie, die da, vor Ihrer Nase, und nicht irgendeine andere . . . Warum habt ihr sie nicht besetzt, he?" Sergejew öffnete den Mund, um zu antworten, aber Wergassow ließ ihn nicht zu Wort kommen. „Iljin hat binnen fünf Minuten hier zu sein. Ist das klar?"

„Klar", antwortete Sergejew. „Gestatten Sie, daß ich Ihnen trotzdem erst einmal die Lage erkläre?"

„Bring du mir erst einmal Iljin zur Stelle, verstanden? Ich brauche gerade eure Erklärungen! Ihr habt vor der Pionierkompanie Angst bekommen, das ist die Erklärung. Und das wollen Soldaten sein . . .!" Wergassow wandte Sergejew den Rücken zu, um ihm zu zeigen, daß er kein Wort weiter von ihm hören wolle.

Sergejew rief Lestschilin heran und schickte ihn, Iljin zu holen. Dann sagte er zum Bataillonskommandeur: „Es hat keinen Zweck, nach dem Kompaniechef zu schicken."

„Warum nicht?"

„Ehrenwort, es hat keinen Zweck. Erstens beginnt er, ehe ihn Lestschilin gefunden hat, dort mit dem Angriff . . ."

„Ich werde ihm geben, dort anzugreifen!"

Iljin aber hatte folgenden Plan: Die Aussagen des gefangenen Funkers – er saß, an Armen und Beinen gefesselt und mit einem Knebel im Mund, in der Nähe – hatten ergeben, daß sich hundertfünfzig bis zweihundert Meter hinter der Höhe 103,2 eine zweite Anhöhe befand, in deren Nähe die Deutschen augenblicklich fieberhaft eine Verteidigungslinie zogen. Bis jetzt hatte die deutsche Infanterie die Anhöhe noch nicht besetzt, aber in einer Stunde würde sie dort Stellung beziehen. Wenn Iljins Kompanie diese Anhöhe einnahm, schob sie einen Keil in die feindliche Verteidigung und lähmte sie, gleichzeitig schnitt sie die Höhe 103,2 von ihr ab. Griff man dagegen die Pioniere an, so würde man die Aufmerksamkeit des Gegners auf sich ziehen, dieser würde schleunigst die Lücke schließen und Iljin keine Gelegenheit geben, sich zwischen die Stellungen zu schieben. Deshalb entschied Iljin, um keine Zeit zu verlieren, eigenmächtig, mit seinem Zug die zweite Anhöhe zu besetzen und Sergejews Zug die Höhe 103,2 inzwischen blockieren zu lassen, sie konnte später von hier aus leicht eingenommen werden, da die deutschen Maschinengewehre auf der anderen Seite standen.

Das war der Plan. Auf den ersten Blick schien er richtig und gut, es gab nichts einzuwenden. Sergejew freilich hatte, um die Wahrheit zu sagen, von Anfang an kaum geglaubt, daß dieser Plan aufgehen und Iljin damit zurechtkommen werde. In solchen Dingen benötigte man vor allem Kampferfahrung, und die besaß er nicht. Sergejew war deshalb auch mit dem Kompaniechef gegangen, weil er in seiner Nähe sein und ihn, wie bei der Truppenausbildung, heimlich anleiten wollte.

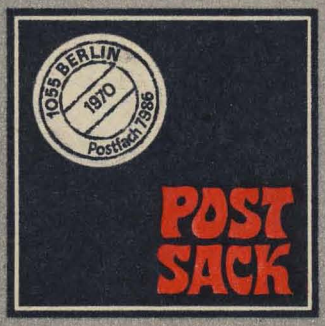
Es kam anders. Iljin hatte nicht nur den Plan gemacht, er war auch im Begriff, den schwierigsten Teil seiner Ausführung selbst zu übernehmen. Und eben davor hatte Sergejew Angst. Jetzt allerdings, da Iljin mit seiner Kompanie die Ausgangsstellung bezogen hatte und sein Plan Wirklichkeit zu werden begann, begriff Sergejew, daß daran nichts mehr zu ändern war. Er hielt es daher für seine Pflicht, die von seinem Kompaniechef getroffene Entscheidung zu verteidigen, und er tat das mit der ganzen Überzeugungskraft, deren er fähig war.

„Sie verstehen, Genosse Hauptmann, wieviel wir gewinnen", fuhr Sergejew fort, äußerlich ebenso ruhig, wie er begonnen hatte. „Es ist nur nötig, daß die anderen beiden Kompanien den Erfolg garantieren. Der Leutnant hat ja im ganzen nur zwei Maschinengewehre mit, und die Deutschen werden, sobald sie merken, was los ist, zurückschlagen."

*Fortsetzung auf Seite 86*

*Dies Mädchen sendet feuchte Grüße*
*an alle Sommerfrontabschnitte.*
*Wer täte jetzt – wenn man ihn ließe –*
*nicht selber gern die heißen Füße*
*in eine solche Wasserbütte!*

*H. K.*




### Gilt für's ganze Leben

Nach meiner 10jährigen Tätigkeit in der NVA wurde ich 1969 in die Reserve versetzt und fing in einem Baustoffkombinat zu arbeiten an. Dort war ich 11½ Monate und wechselte dann zu einem Bergbaubetrieb. Meine Armeezeit wird hier nicht auf die Betriebszugehörigkeit angerechnet. Man sagte mir, das wäre nur möglich, wenn ich sofort nach meiner Versetzung in die Reserve hier angefangen hätte.
Unterleutnant d. R. Götze, Mühlhausen

*Ihr Betrieb irrt sich. Die Förderungsverordnung bestimmt unmißverständlich, daß den Berufssoldaten, die mindestens 10 Jahre gedient haben, die gesamte Dienstzeit auf die Betriebszugehörigkeit in jedem Arbeitsverhältnis, welches nach der Entlassung aufgenommen wird, anzurechnen ist. Auch bei einem Wechsel des Betriebes geht Ihnen also dieses Recht nicht verloren.*

### Sender „Wolga"

Ich habe in der AR gelesen, daß es einen sowjetischen Soldatensender in der DDR gibt. Auf welchem Wellenbereich ist er zu finden?
Unteroffizier Springer, Cottbus

*Langwelle 263 kHz = 1141 m.*

### Im Feuer geboren

Gab es am Ende des zweiten Weltkrieges an der Ostfront reguläre Einheiten der polnischen Armee? Immer wieder sieht man im Fernsehen oder in Filmen derartige Bilder.
Peter Wolfram, Berlin

*Der „Bund Polnischer Patrioten" bildete 1943 in der UdSSR die 1. Infanteriedivision „Kosciuszko", die von der sowjetischen Regierung mit Waffen und Uniformen versorgt wurde. Am 12. und 13. Oktober 1943 lieferte die Division ihre erste Schlacht bei Lenino. Infolge starken Zustromes von Freiwilligen entstanden weitere Verbände, die im Frühjahr 1944 zur 1. Polnischen Armee mit über 100 000 Mann zusammengefaßt wurden. Im Juli gleichen Jahres vereinte der Landesnationalrat (Parlament) die in Polen operierende Volksarmee der Partisanen mit der 1. Armee. Die 2. Polnische Armee wurde formiert. 280 000 Mann zählten jetzt die Streitkräfte. Die 1. Polnische Armee befreite Warschau und beteiligte sich am Sturm auf Berlin, die 2. Polnische Armee kämpfte in der Richtung Dresden–Prag. Bei der Kapitulation Hitlerdeutschlands zählte die Volksarmee über 400 000 Soldaten.*

### Gleichberechtigung

Wie ist das mit den ehemaligen weiblichen Armeeangehörigen? Gelten sie auch als Reservisten?
Unteroffizier Dromogalla, Bautzen

*Weibliche Bürger, die freiwillig in der NVA oder in den Organen des Wehrersatzdienstes dienten, sind bis zum vollendeten 50. Lebensjahr den gedienten Reservisten gleichgestellt.*

### 8 Stellen zur Auswahl

Mein Interesse nach der Versetzung in die Reserve gilt dem Zolldienst. Wo kann man sich bewerben?
Unteroffizier Zacharias, Meiningen

*Bei den Bezirksverwaltungen der Zollverwaltung der DDR 104 Berlin, Luisenstr. 32; 1502 Potsdam-Babelsberg, E.-Thälmann-Str. 341–345; 253 Warnemünde, Am Strom 1–3; 301 Magdeburg, Tismarstr. 29; 501 Erfurt, Jurl-Gagarin-Ring 10; 701 Leipzig, Johannisgasse 7; 806 Dresden, Reichpietschufer 5; 12 Frankfurt/O, Große Müllroser Str. 78.*

### Nur als Aktiver möglich

Im Maiheft habe ich mit großem Interesse von der Einführung eines Militärsportabzeichens gelesen. Als Reservist begrüße ich das sehr und möchte fragen, ob man das Abzeichen auch als Reservist erwerben kann.
Feldwebel d. R.
Ing. Schuhknecht, Pasewalk

*Der Erwerb des neuen Militärsportabzeichens ist nur während des aktiven Wehrdienstes oder Reservistenwehrdienstes möglich.*

### Irrungen und Wirrungen

Eure Ausgaben finde ich immer interessant. Ihr solltet nur nicht soviel raffinierte Mäd-

chenbilder hineinbringen, sondern dafür mehr interessante Geschichten. Solche Bilder verwirren nur die Soldaten, dafür gibt es genug andere Magazine mit hübschen Mädchen.
Ingrid Markhoff,
Brand-Erbisdorf

### Einmal doppeltes Gehalt

Im Dezember 1966 hatte ich mich als Berufssoldat verpflichtet, mußte jedoch am 13. 2. 70 infolge einer schweren Krankheit aus dem aktiven Dienst ausscheiden. Wieviel Überbrückungsgeld steht mir zu?
Unterfeldwebel d. R. Jeschke, Werther

*In Ihrem Falle gelten die Bestimmungen für Soldaten auf Zeit. Diese erhalten nach einer ununterbrochenen Dienstzeit von drei Jahren und darüber ein monatliches Nettogehalt als Übergangsgeld.*

### „Scheibe nicht beschädigt!"

Woher stammt der Ausdruck „Eine Fahrkarte schießen?"
Fritz Reichel, Altenburg

*Er wurde in der kaiserlichen Armee „geboren". Wenn ein Schütze beim Übungsschießen seine Schüsse nicht auf der Mann-Scheibe landen konnte, also auf der Schießscheibe kein Treffer zu verzeichnen war, dann wurde vom Aufsichtshabenden bei den Scheiben eine rot-weiß-gestreifte Kladde hochgehalten, die der damaligen Militärfahrkarte ähnlich sah. „Der Schütze hat eine Fahrkarte geschossen!" sprach man.*

### Perspektiven

Bis zu welchem Dienstgrad kann man als Sportoffizier befördert werden, und werden sie bezahlt wie die Offiziere der Streitkräfte?
Frank Diepold, Düben

*Ein Sportoffizier erhält Dienstbezüge entsprechend seines Dienstgrades und seiner -stellung wie jeder andere Offizier. In einer kleineren Einheit kann er den Dienstgrad Hauptmann, in einem Truppenteil Major erreichen. Später kann er auch im Stab eines Verbandes, Dienstbereiches oder in einem Armeesportklub eingesetzt und dort Oberstleutnant werden.*

### Der unermüdliche Figaro

In der AR solltet Ihr auch einmal jene Menschen vorstellen, die, ohne Uniform zu tragen, ihre Arbeitskraft zum Wohle unserer Soldaten zur Verfügung stellen. Ich denke an den Friseur im Truppenteil „Friedrich Wolf" in Burg, der in dieser Kaserne schon 22 Jahre arbeitet. Er scheut sich nicht, bei Übungen, Sommerlagern und längerer Ausbildung im Gelände mit hinauszufahren und dafür zu sorgen, daß unsere Genossen immer einen ordentlichen Haarschnitt haben. Wenn es nötig ist, arbeitet er auch sonnabends und sonntags. Er meint: „Wenn ich gebraucht werde, bin ich immer da." Der Name dieses vorbildlich arbeitenden Kollegen ist Gerhard Leuschner. Ich hoffe, daß die Soldaten in Burg mit meiner Einschätzung über Ihren Gerhard einer Meinung sind.
Unterfeldwebel d. R. Schulze, Burg

### Vergleiche

Gib doch bitte einmal bekannt, welche Dienstgradbezeichnungen in den VP-Bereitschaften denen der NVA entsprechen.
Unteroffizier Mirnhausen, Neubrandenburg

*Anwärter = Soldat, Unterwachtmeister = Gefreiter, Wachtmeister = Stabsgefreiter, Oberwachtmeister = Unteroffizier, Hauptwachtmeister = Feldwebel, Meister = Oberfeldwebel, Obermeister = Stabsfeldwebel. Die Offiziere beider Organe haben gleiche Dienstgradbezeichnungen.*

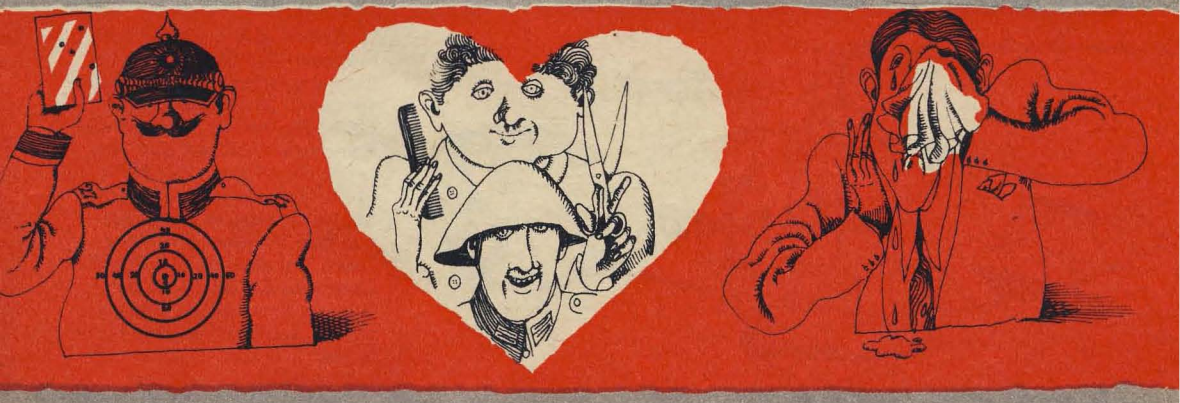
### Abgelenkt

Bei der duften Klamann-Verkehrspolizistin-Puppe auf der großen Straßenkreuzung (AR 6/70) würde auch ich am Lenkrad unsicher werden.
Gefreiter d. R. Michau, Döbeln

*Mildernde Umstände gibt es hier aber nicht!*

### In großer Not

Seit etwa 5 Jahren bin ich eifriger Leser Eures Magazins. Und ich muß Euch gestehen: Wenn es mal nicht pünktlich



im Briefkasten steckt, bin ich ganz verzweifelt.
Joachim Noack, Zwickau.

### Weiße Streifen bei blauen Jungs

Was bedeuten die weißen Streifen auf dem „Ex-Kragen" der Matrosenuniform?
Pionier Kremmthal, Eggesin

*Das ist eine englische Tradition, von der deutschen Flotte vor Jahrzehnten übernommen. Die drei weißen Streifen sind in der englischen Marine zur Erinnerung an die drei großen Seeschlachten des Admirals Nelson (1. 8. 1798 bei Aboukir, 22. 7. 1805 bei Finisterre, 21. 10. 1805 bei Trafalgar) eingeführt worden.*

### Sofort geschaltet

Die im Schreiben des Vorschulkinderheimes Alt-Töplitz angeführten Mängel (Postsack 8/70) entsprechen den Tatsachen. Der Schaden wurde durch Einheiten, die nicht zu meinem Verband gehören, während des Trainings zur Maiparade verursacht. Die Mängel wurden inzwischen beseitigt, die Leiterin des Heimes war mit den Maßnahmen einverstanden.
Oberst Winter, Potsdam

### Haie in der Ostsee

Wieviel U-Boote besitzt die Bundesmarine?
Unteroffizier Kammenhagen, Prora

*Zwölf Boote, die speziell für die Ostsee konstruiert wurden.*

### Von einer anderen „Fakultät"

Schon öfters sah ich bei Festlichkeiten, daß der sowjetische Botschafter in Berlin, Abrassimow, eine Uniform trug. Befindet er sich in Reserve? Hat er einen militärischen Dienstgrad?
Wolfgang Breuer, Lauta

*Sie haben eine Diplomatenuniform gesehen. Mit dieser Kleidung – eine Tradition nicht nur im sowjetischen diplomatischen Dienst, sondern auch in einigen anderen Ländern – werden hohe Diplomaten ausgestattet. Der sowjetische Botschafter trägt diese Uniform zu feierlichen Anlässen, mit ihr ist kein militärischer Dienstgrad verbunden.*

### Kriegsvorbereitungen

In der Staatsbürgerkunde sprachen wir von einem Manöver vor ungefähr vier Jahren, in dem die westdeutschen Notstandsgesetze erprobt worden waren. Ich möchte genaueres darüber wissen.
Volker Longe, Stadtroda

*Wahrscheinlich meinen Sie die Kommandostabsübung „Fallex 66", die vom 17.–21. 10. 1966 bei Ahrweiler in den Eifelbergen durchgeführt wurde. In einem riesigen unterirdischen Bunker (Kostenaufwand 250 Millionen D-Mark) tagten verschiedene Stäbe der Ministerien und Bundeswehr. 17 „Notstandsgesetze" und 29 Verordnungen für die „Spannungsperiode", für die Vorbereitungszeit des gegen die DDR geplanten Krieges, wurden durchexerziert. In Stabsspielen verbot ein „Notparlament" u. a. allen Bundesbürgern, den Wohnsitz oder die Arbeitsstelle zu verlassen oder zu wechseln, wurden private Kfz. beschlagnahmt, Flüchtlingsströme von den Straßen vertrieben, nahm man Massenverhaftungen vor und richtete Internierungslager (KZ-Lager) ein. Bis in die heutige Zeit wurden in Westdeutschland zahlreiche andere Notstandsübungen durchgespielt.*

### Himmelsüberwachung

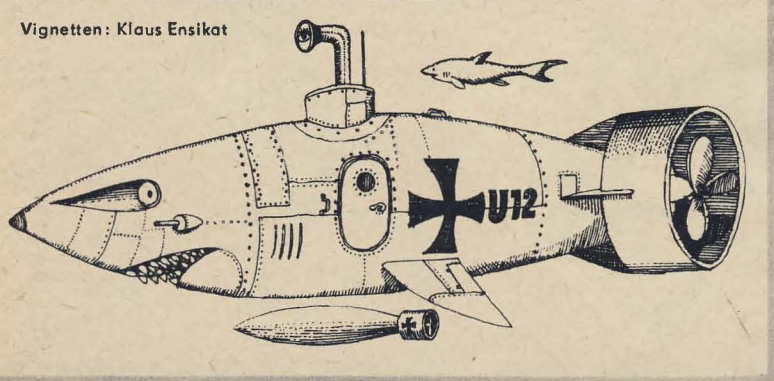
Wo entstanden die ersten Radarstationen?
Funker Keilmer, Neubrandenburg

*1934 wurde in Leningrad der Prototyp der ersten Funkmeßstation der Welt erprobt. Im Verlauf des Jahres vervollkommnet, konnte die Station Luftziele in einer Entfernung von mehr als 50 km und bis in eine Höhe von 5200 m orten. Die Anlage arbeitete im UKW-Bereich, die Wellenlänge betrug 4,7 m. 1941 waren 34 sowjetische Funkmeßstationen im Einsatz. England rüstete zwischen 1936 und 1938 einige Schiffe versuchsweise mit Radaranlagen aus und begann ein Warnsystem an der Küste aufzubauen. Deutschland besaß 1938 eine einsatzreife Station, und die USA erprobten erst zu dieser Zeit Funkmeßgeräte.*

### Alle Monate wieder . .

. . . finden sich Soldaten und Mädchen der Garnisonstadt Potsdam in froher Runde zusammen. „Soldatenabend" heißt die Parole, die von den Kompanieklubräten und vom Leiter des Hauses der NVA, Major Flegel, dafür ausgegeben wird. Was es damit auf sich hat, erfahren Sie, liebe Leser, auf den Seiten 40–45. Doch was Sie davon halten, und ob Ihnen unser Beitrag gefällt, wüßten wir gern von Ihnen.
Die Redaktion

Vignetten: Klaus Ensikat



# BUCH FILM

Transpress VEB Verlag für Verkehrswesen, Berlin 1969, 176 Seiten, zahlreiche Abb., 15,– M

## Jahrbuch der Schiffahrt 1970

Die Jubiläumsausgabe des Jahrbuches, es erscheint seit 1961, bietet dem technisch interessierten Leser eine Fülle Material über die nationale und internationale Schiffahrt. Wer sich über Computer im Seeverkehr, den Rechtsverkehr auf See oder die Stromschubschiffahrt informieren, etwas von der Elektrofischerei oder von gefährlichen Meereserscheinungen wissen will, der lese das vielseitige Werk.

Mord, das ist das Problem für die Ermittlungsorgane, während der geneigte Leser schnell merkt: hier kommt nur Mord in Frage, denn wir sind ja in einem Krimi. Aber: was steckt dahinter und – Kernfrage jedes Krimis – wer war der Täter und – wichtigster Fakt für Tätersuche wie für Roman – wo ist das Motiv? Fragen über Fragen, die Inspektor Antonow zu lösen hat, der uns dann diese Geschichte erzählt. Wie er das macht, den Fall zu klären und den Täter (oder die?) hinter schwedische Gardinen zu bringen und – wichtig! – diese Geschichte zu erzählen, na, ich würde sagen, das ist schon mit Vergnügen zu lesen und bestimmt seine zwei Mark wert. Der Inspektor hat eine Art an sich, die eigentlich nicht sehr gebräuchlich ist in unseren Breiten. Er erzählt mit Witz, überlegener Ironie und mit einer gehörigen Portion Schnoddrigkeit, so daß man ihm gern folgt auf der Jagd nach dem Täter (oder den Tätern?) und ein Stück bulgarischer Geschichte mitkriegt und etwas düstere Vergangenheit und unmerklich eingeführt wird in die komplizierte Tätigkeit von Kriminalisten, die bis auf den heutigen Tag mit Männern aus der Vergangenheit zu tun haben.

*Claus*

Verlag Das Neue Berlin, 1970, 196 Seiten, 2,– M

## Bogomil Rainow: „Ein Mann aus der Vergangenheit"

Aufgemerkt, Freunde, der Kriminalliteratur, da bringt der genannte Verlag eine neue Serie auf den Markt, die Krimileser wie Liebhaber und Sammler geschmackvoll gemachter Reihen gleichermaßen erfreuen wird, DIE-Reihe genannt. DIE-Reihe – ein Kurzwort für Delikte, Indizien, Ermittlungen – bietet, wie man hört, was sich Krimileser wünschen, nämlich heiße Krimis von DDR-Autoren und aus aller Welt. Hier nur ein Beispiel von sechs angekündigten Titeln dieses Jahres: Ein Mann aus der Vergangenheit. Da wird also ein Mann gefunden, in einer Seitenstraße und tot. Unfall oder

## „Man wird nicht als Soldat geboren"

*(SU)*

Konstantin Simonow und sein Regisseur Alexander Stolper konzentrieren ihre Aufmerksamkeit in diesem neuen Film ganz auf den einzelnen, auf sein Denken, Fühlen, Tun. Der Soldat ist kein Instrument, jeder ist einmalig, und kein Soldat ist als Soldat geboren.

„Hast du Furcht, Bataillonskommandeur?" – „Mal so, mal so, Genosse General", antwortet Sinzow. „Das ist wahr. Ich kenne auch Furcht, aber handeln muß man", sagt der Divisionskommandeur, der alte Kusmitsch.

Nicht mit Schlachtenszenen, nicht mit Massenballungen wird dem Kriege Gestalt gegeben. Aus den Augen der Ärztin Tanja aber ist ablesbar, was das ist: Krieg. Im Gesicht Sinzows zeigt es sich, in den Mienen der Frauen und Männer im Hinterland. Stärker noch als in „Die Lebenden und die Toten" fesselt das Schicksal der Person, nehmen wir Anteil an ihrem Leben, ihrem Sterben. Sinzow und Tanja finden zueinander in den Trümmern des befreiten Stalingrad – und werden getrennt; Serpilin verliert seine Frau und seinen Sohn; Kusmitsch, der kranke General, muß gegen seinen Willen aus der Kampflinie. Die Worte, die fallen, sind knapp, die Gefühle fast stumm. Nichts Nebensächliches enthält dieser Film. Er erregt, er packt, weil echt ist, was er zeigt. – *gg* –

**Vierundsechzigmal umkreiste Georgi Beregowoi die Erde und erprobte dabei u. a. ein neues System der Handsteuerung, das erstmalig den freien Wechsel von einer Flugbahn zur anderen erlaubte.**

## Zu Gast:

# Ein Weltraumgeneral

**Von einem Gespräch mit dem sowjetischen Kosmonauten und zweifachen Helden der Sowjetunion Generalmajor GEORGI BEREGOWOI berichtet AR-Redakteur Hauptmann Gerhard Berchert**

Kosmonauten sind von verhältnismäßig kleinem Wuchs – habe ich mir immer vorgestellt; des geringeren Gewichtes wegen und auch um Platz zu sparen an Bord eines Raumschiffes. Doch der ehemalige Kommandant von „Sojus 3" hat, wie man so sagt, ausgesprochenes „Gardemaß". „Sojus"-Kabinen sind eben geräumiger als die von „Wostok" oder „Woßchod". General Beregowoi ist Gast unserer sowjetischen Bruderredaktion „Sowjetski woin", die eine nachahmenswerte Tradition pflegt: den „Klub interessanter Persönlichkeiten".

Männer mit bekannten Namen, zum Beispiel Marschall der Sowjetunion Moskalenko, Professor Petrow (Kosmosforschung) oder der Flugzeugkonstrukteur Mjasistschew, sprachen hier schon mit den Angehörigen der Redaktion

Erinnerungen an drei entscheidende Lebensetappen: 1939 als Kursant der Militärfliegerschule in Lugansk; 1948 als Major und Absolvent einer Schule für Testpiloten; 1968 nach dem erfolgreichen Flug von „Sojus 3".

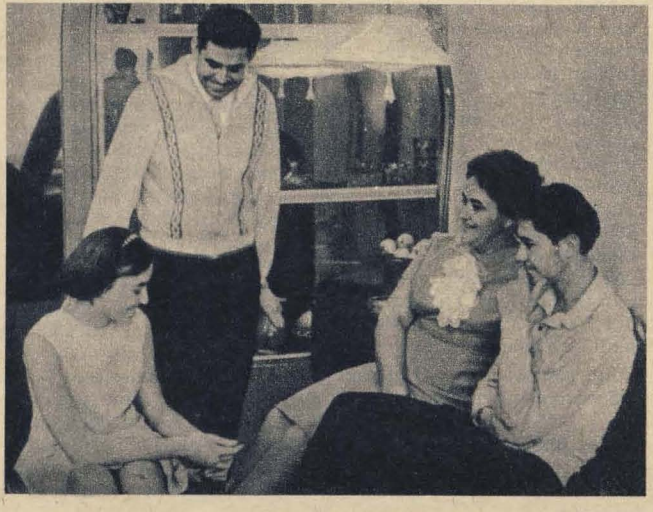
und damit auch zu den Lesern – denn der „Klub" ist zugleich eine feste Rubrik unserer Bruderzeitschrift. Die Kosmonauten German Titow und Alexej Leonow waren bereits Gäste des „Klubs"; als Dritter folgt nun Georgi Beregowoi.

Er spricht zunächst über die stürmische Entwicklung, die das Flugwesen genommen hat – von den ersten Propellerflugzeugen an über die Konstruktion reaktiver Triebwerke bis zu den heutigen, bereits verhältnismäßig großvolumigen Raumflugkörpern der „Sojus"-Serie, die fliegendes Laboratorium und fliegende Wohnung zugleich sind. Ob ein solcher Dauerflug, wie der von „Sojus 9", nicht besondere Probleme mit sich bringe? Der General quittiert die Frage mit einem ernsthaften Kopfnicken, doch dann lächelt er und meint, daß dabei sogar eine solche „Kleinigkeit" berücksichtigt werden mußte, wie die Farbe der Wände und der Einrichtungsgegenstände. Nur zarte Pastellfarben seien in Frage gekommen, und schwarz hätte man möglichst vermieden, als eine Farbe, die auf die Dauer bedrückend wirke.

„Es ist im Raumschiff wie an jedem anderen Arbeitsplatz", sagt er, „je besser er eingerichtet ist, desto wohler fühlt man sich bei der Arbeit." Dann weist er auf ein anderes wichtiges Problem hin: die Zusammensetzung der Raumschiffbesatzungen. Man könne im allgemeinen nicht willkürlich eine Besatzung zusammenstellen, erläutert er. Die einzelnen Kosmonauten müßten nach ihren Charakteren und ihren Temperamenten sorgfältig aufeinander abgestimmt werden; sonst könnten sich bei längeren Flügen unnötige Spannungen und Streitigkeiten ergeben; es bestehe die Gefahr, daß sie einander überdrüssig würden. Deshalb teste man sie auch in dieser Hinsicht schon vorher auf der Erde in speziellen, abgeschlossenen Kammern.

General Beregowoi spricht temperamentvoll, oft heiter lächelnd; er wirkt jugendlich. Und dabei ist er mit neunundvierzig Jahren einer der „Alten" in der Kosmonautengruppe. Seit 1938, als er von der Militärfliegerschule in Lugansk aufgenommen wurde, gehört er den Luftstreitkräften der UdSSR an. Im Krieg

Georgi Beregowoi ganz familiär – mit seiner Frau Lydia, dem Sohn Viktor und seiner Tochter Ludmilla. Liebste Freizeitbeschäftigungen des Kosmonauten: Auto fahren, angeln und filmen.



kämpfte er als Schlachtflieger und wurde 1944 zum erstenmal mit dem Ehrentitel „Held der Sowjetunion“ ausgezeichnet.

Siebenundvierzig Jahre zählte er bereits, als er am 26. Oktober 1968 zu seinem viertägigen Weltraumflug startete.

Und so liegt das Gewicht langjähriger Erfahrung in seinem „Ja“, mit dem er auf die Frage antwortet, ob es vorteilhaft sei, wenn ein Flieger Kosmonaut würde. Wahrscheinlich hätte er mit Recht hinzufügen können: „Noch günstiger ist es, wenn ein Testflieger Raumfahrer wird“, so, wie er einmal bei anderer Gelegenheit sagte: „Ein Testpilot ist auch als Kosmonaut in seinem Element‘ “. Da er selbst von 1948 bis 1964 Testflieger war, dürfte er in dieser Hinsicht durchaus kompetent sein.

Immerhin testete Georgi Beregowoi über fünfzig Flugzeugtypen; bis 1961 absolvierte er bereits viertausend Testflüge und erwarb sich den verhältnismäßig seltenen Titel „Verdienter Testflieger der UdSSR“!

Zwanglos und in rascher Folge wechseln jetzt die Fragen und Antworten. Welche Probleme es noch auf dem Wege zur ständigen Orbitalstation gibt, wird gefragt. Ein wesentliches sei das Problem der Muskelvorräte des Menschen, erwidert der General. Es müsse unbedingt geklärt werden, wieviel Kraft er während des schwerelosen Fluges verliere und wielange er mit den Muskelreserven bei eventuellen Havarien reiche. Hierüber dürfte der Flug der „Sojus 9“-Besatzung (Nikolajew und Sewastjanow) wesentliche Aufschlüsse bringen.

„Wie ist dieses Gefühl der Schwerelosigkeit?“ möchte ein Genosse wissen.

„Nicht so schlimm, wie wir es früher dachten“, antwortet der Kosmonaut. „Der Mensch paßt sich relativ leicht an.“

„Und geht der Übergang zur Schwerelosigkeit sehr schnell vor sich?“

„Ganz überraschend. Es ist, als bleibe das Raumschiff plötzlich stehen. Der Boden sinkt nach unten weg – so, als ob man zuviel getrunken hätte.“

**Als gerngesehener Gast weilte Generalmajor Beregowoi 1969 in der DDR. Hier im freundschaftlichen Gespräch mit den Mitgliedern des Politbüros des ZK der SED Erich Honecker und Paul Fröhlich sowie mit dem Minister für Nationale Verteidigung, Armeegeneral Heinz Hoffmann.**

„Ein unangenehmes Gefühl!“ wirft jemand ein.

„Ganz recht“, versetzt Beregowoi schmunzelnd.

„Wenn Sie diesen Zustand kennen, dann wissen Sie schon einiges aus der Raumfahrtpraxis.“

Noch während des allgemeinen Gelächters verschafft sich eine stämmige Blondine Gehör. „Ist die Überbelastung beim Start stärker zu spüren als bei der Landung?“ erkundigt sie sich.

Das sei in Wirklichkeit genau umgekehrt der Fall, meint der General und wählt zur Erläuterung ein vereinfachtes Beispiel: „Wenn Sie im Auto neben dem Chauffeur sitzen, und er fährt mit hoher Geschwindigkeit an, so empfinden Sie das nicht in dem Maße, als wenn er plötzlich scharf bremst.“ Und mit einem verschmitzten Seitenblick fügt er hinzu: „Stellen Sie sich vor, eine Frau, die beim Abbremsen der Rakete mit einer Überbelastung von sechs g landet (entspricht dem sechsfachen Wert der normalen Erdanziehungskraft), wiegt statt beispielsweise einhundert Kilogramm gleich sechshundert Kilo!“

Mit sichtlichem Vergnügen erzählt er dann, wie einmal eine Korrespondentin unbedingt das Gefühl dieser Überbelastung geschildert haben wollte. „Wir erklärten und erklärten, aber es erschien ihr immer noch nicht genau genug beschrieben zu sein.“ Worauf man sie – mit ihrem Einverständnis und nach vorheriger ärztlicher Untersuchung – in eine der Trainingszentrifugen setzte, die auf drei g beschleunigt wurde. „Als sie dann, noch ziemlich benommen, wieder bei uns saß, fragten wir: ‚Na, kennen Sie nun das Gefühl der Überbelastung?‘ – ‚Oh!‘ stöhnte sie. ‚Jetzt kenne ich’s. Es ist wie in den Armen eines sehr starken Mannes‘.“

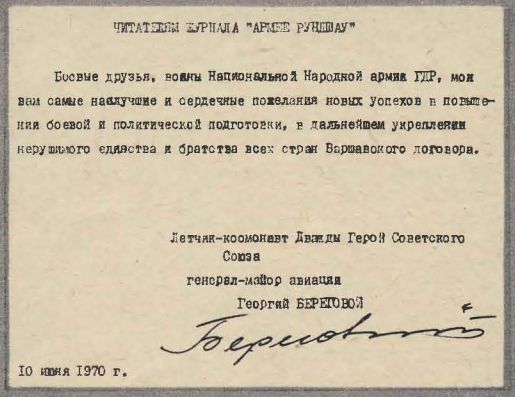
Ein weiterer Frager interessiert sich für die Triebwerksgeräusche beim Start, die sicher eine starke Lärmbelästigung für die Raumschiffbesatzungen darstellen. Aber auch diese Frage verneint Genosse Beregowoi. Das Donnern der Triebwerke sei oben in der Kapsel nur noch sehr gedämpft zu vernehmen, sagt er. „Man kann es mit dem Geräusch eines fahrenden Zuges vergleichen.“

Das Gespräch wendet sich dem unmittelbar praktischen Nutzen der gegenwärtigen Raumfahrtexperimente zu, den Ergebnissen der „Sojus"- und der „Apollo"-Flüge. General Beregowoi verfolgt eine Weile interessiert den Disput, nimmt dann selbst wieder das Wort und stimmt nachdrücklich der Meinung zu, daß die amerikanischen Mondlandungen keinesfalls ein eventuelles Zurückbleiben der UdSSR in der Kosmosforschung ausdrücken. Er verweist auf die auch im volkswirtschaftlichen Sinne außerordentlich nutzbringenden Ergebnisse der „Sojus"-Flüge sowie der mehreren hundert „Kosmos"-Experimente und berichtet, welche Intensität man beispielsweise in der UdSSR aufwandte und aufwendet, um mit Hilfe der Raumfahrt Probleme der Wetterbeobachtung zu lösen. Mit großem Interesse nehmen die Zuhörer zur Kenntnis, daß Verfahren entwickelt werden, mittels kosmischer Beobachtung die Ernte vorauszusagen oder gar die Fischfangergebnisse zu erhöhen, da die Meere so manches ihrer Geheimnisse preisgeben, wenn man sie aus dem Weltraum betrachtet.

Zu den Ergebnissen der amerikanischen Monderkundung äußert der sowjetische Kosmonaut, daß ihm Raumfahrer Neill Armstrong bei seinem Besuch in der UdSSR erzählte, man habe in den USA das Wachstum von Pflanzen untersucht: Die in Mondstaub ausgesäten hätten sich doppelt so schnell entwickelt, wie die unter den gleichen Laborbedingungen in gewöhnlicher Erde wachsenden.

Zwei, drei Sekunden lang streicht sich der schlanke, braungebrannte Mann in der Generalsuniform nachdenklich über das volle schwarze Haar, als er nach den Gefahren des Weltraumfluges gefragt wird. Schließlich nennt er als Beispiel die Korpuskularstrahlung der Sonne, die den Wissenschaftlern noch Kopfzerbrechen bereite. Man habe jedoch ein besonderes Beobachtungssystem aufgebaut, das bei sich ankündigender erhöhter Sonnenaktivität warne.

Auch ich mache von der Möglichkeit Gebrauch Fragen zu stellen, und General Beregowoi antwortet, mir freundlich zunickend. Wie er die Zusammenarbeit sozialistischer Staaten im Hinblick auf die gemeinsamen Satelliten „Interkosmos" 1 und 2 einschätze? Äußerst positiv. Das sei exakte wissenschaftliche Arbeit mit hervorragenden Ergebnissen gewesen. Ganz eindeutig werde man auf diese Weise künftig zu einer noch schnelleren Entwicklung verschiedener mit der Raumfahrt verknüpfter Wissenschaftszweige sowie der Kosmonautik selbst kommen. Ob er glaube, daß in der Perspektive auch internationale Raumschiffsbesatzungen aus Vertretern mehrerer sozialistischer Staaten starten werden? Fröhlich lächelnd bejaht er die Frage. „Ich kann natürlich nicht sagen", meint er dann, „das wird heute oder morgen sein. Doch ich bin ganz sicher, daß gemeinsame Raumschiffe starten werden. Es dürfte nicht verkehrt sein, wenn sich Ihr Sohn und seine Altersgefährten darauf schon vorbereiten!"



ЧИТАТЕЛЯМ ЖУРНАЛА "АРМЕЕ РУНДШАУ"

Боевые друзья, воины Национальной Народной армии ГДР, мои всем самые наилучшие и сердечные пожелания новых успехов в повышении боевой и политической подготовки, в дальнейшем укреплении нерушимого единства и братства всех стран Варшавского договора.

Летчик-космонавт Дважды Герой Советского Союза
генерал-майор авиации
Георгий БЕРЕГОВОЙ

10 июня 1970 г.

**Ein Gruß an die Leser der „Armee-Rundschau": „Waffenbrüder, Soldaten der Nationalen Volksarmee der DDR! Meine besten und herzlichsten Wünsche für weitere Erfolge in der politischen und Gefechtsausbildung sowie bei der weiteren Festigung der unzerstörbaren Einheit und Brüderlichkeit aller Länder des Warschauer Vertrages.**

**Fliegerkosmonaut und zweifacher Held der Sowjetunion, Generalmajor der Luftstreitkräfte Georgi Beregowoi"**

Aus unserer

## DRESDEN

Es ist nicht übertrieben: Diese Grafik charakterisiert gleich zweimal die drittgrößte Stadt der DDR, Dresden. Dargestellt ist ein Mädchen oder eine junge Frau aus dem VEB Maschinelles Rechnen. Ja, Dresden ist Zentrum der elektronischen Industrie ebenso wie Stadt der Wissenschaft, und seine Bedeutung auf diesen Gebieten wird weiter wachsen. Dresden ist aber auch eine Stadt der Kunst. Der Zwinger und die Hofkirche, der Kreuzchor und die Philharmonie, der neue Kulturpalast und die Prager Straße, die Staatlichen Kunstsammlungen der Gemäldegalerie und des Grünen Gewölbes – den Ruf einer Kunststadt hat sich Dresden in Jahrhunderten erworben und nicht weniger verdient in unserer Gegenwart.

Eine Dresdner Künstlerin hat auch unsere Grafik gezeichnet, keine Geringere als Lea Grundig, die Präsidentin der Akademie der Künste. Und wem das Bild so gut gefällt, daß er es an die Wand hängen möchte, der kann es sich als Kunstblatt im Format 27 × 39 erwerben. Herausgebracht hat es der VEB Verlag der Kunst Dresden.

Die anerkennende Bezeichnung „Forum der progressiven Kunst", die die sowjetische Zeitschrift „Iskusstwo" für das Dresdner Verlagshaus prägte, steht gleichsam als Motto über der Arbeit des Hauses, dessen Programm Kunstliteratur und farbige Lichtdruckreproduktionen umfaßt. Zwei knappe Begriffe – doch welche Weite und welche Vielfalt!

Da sind die äußerst preiswerten „Fundus-Bücher", Bücher im Taschenbuchformat, verfaßt von Autoren verschiedener Länder, die uns *„Die Hethiter"* vor zweitausend Jahren nahebringen, *„Die Revolution und die Kunst"* behandeln, in *„Lascaux – Am Ursprung der Kunst"* die 1940 entdeckten Höhlenmalereien vorstellen und *„Grundgesetze der Kunst"* untersuchen. Bücher der „Elementarreihe" enthalten einzelne Kunsttechniken oder -gebiete. In der „Essayreihe" behandeln bedeutende Literaten bedeutende Künstler.

Die Monographien stellen progressive Künstler unseres Jahrhunderts aus dem In- und Ausland vor: Käthe Kollwitz, Otto Dix, John Heartfield, Diego Rivera, David Siqueiros, Wera Muchina, El Lissitzky, Lea Grundig, Werner Klemke, Frans Masereel und andere. Ein international stark beachtetes Werk ist die russische Kunstgeschichte, von der bisher fünf Bände erschienen. Über die italienische Malerei liegen bisher vier Bände vor, in Coproduktion mit einem italienischen Verlag herausgegeben. Das große Standardwerk über die mexikanische Wandmalerei *„Der Mensch in Flammen"* wurde in Lizenzausgaben in Italien, Großbritannien, den USA und in Mexiko verbreitet. Von der zweibändigen *„Geschichte der Kunst"* von Alpatow erwarben Polen, Westdeutschland, Ungarn und Rumänien Lizenzen. Ein sicherer Gradmesser für den internationalen Ruf des Verlags der Kunst ist auch der Exportanteil seiner Erzeugnisse: er beträgt etwa 60 Prozent; 45 Länder beziehen Kunstliteratur und Kunstblätter aus Dresden. Und die nichtkommerzielle Würdigung:

68 Bücher aus dem Verlag wurden bisher unter die „schönsten Bücher" der DDR aufgenommen, und 128 Kunstblätter stehen im Katalog der schönsten Drucke der Welt, der von der UNESCO aller zwei Jahre ergänzt wird. Eine Zahl, die kein anderer Verlag erreicht hat.

Der Schlüssel zu diesem Erfolg? „Meisterhände drucken Meisterwerke", antworten die Mitarbeiter des Verlags mit einem Werbespruch. In der Tat ist die seit Jahrzehnten in Dresden gepflegte Lichtdrucktechnik in hohem Grad von der Meisterschaft der Drucker abhängig. Für die verhältnismäßig wenigen Wiedergaben, die von der Glasplatte möglich sind, und den relativ „langsamen" Druck entschädigt eine Originaltreue, die mit keinem anderen Druckverfahren zu erreichen ist.

Und so gehen die Wiedergaben der Werke der alten Meister als „Dresdner Meisterdrucke" und die der neueren Maler als „Gradusblätter" in alle Welt. Von altägyptischen Reliefs über das Mittelalter bis in unsere Gegenwart erstrecken sich die rund 600 bisher gedruckten Motive, jährlich kommen 12 bis 15 Neuerscheinungen hinzu; über 20 000 Drucke sind es im Jahr. Ergänzt werden die großformatigen Lichtdrucke durch kleinere Wiedergaben bis zur Kunstpostkarte.

Neue Vorhaben sind im Stadium der Diskussion, einige haben schon Gestalt und Termin erhalten:

Anfang 1971 erscheinen die ersten Hefte der Reihe „Maler und Werk", im Herbst dann der Anfang einer „Kleinen Geschichte der Kunst" in Paperback, ein deutsch-sowjetisches Gemeinschaftswerk.

Über allem steht das Motto, Forum der progressiven Kunst zu sein, der Kunst, die nicht schmückendes Beiwerk, sondern untrennbarer Bestandteil unseres Lebens ist, Bedürfnis des Menschen im Zeitalter des Sozialismus.

*Berthold Gottschalk*

Lea Grundig 1969

# TECHNISCHE MILITÄR Umschau

## Panzerjäger

Eine starke panzerbrechende Waffe ist das 106-mm-rückstoßfreie Geschütz tschechoslowakischer Konstruktion. Es kann in zwei Lasten zerlegt werden (Rohr und Lafette). Das Geschütz wiegt insgesamt nur 300 kg. Diese geringe Masse ermöglicht den Transport auf Kübelwagen und leichten Gefechtsfahrzeugen sowie den Fallschirmabwurf. Das reaktive Geschoß, Masse 7,9 kg, durchschlägt Panzerungen bis 300 mm.

## Pioniere der Technik

Die Neuererarbeit und das Erfinderwesen haben in der Bulgarischen Volksarmee einen großen Aufschwung genommen. 3500 Neuerer bewarben sich zur letzten Erfindermesse. 1500 Spitzenexponate wurden öffentlich ausgestellt. Die Palette der Konstruktionen umfaßte alle Waffengattungen. Geräte zur Einsparung von Kräften und Mitteln, moderne elektronische Einrichtungen für Lehrklassen sowie technisch ausgefeilte Simulatoren und Trainingsgeräte, z. B. für Funkorter und Lenkschützen, waren zu sehen.

## Geschoßwerfer WP-8 ▶

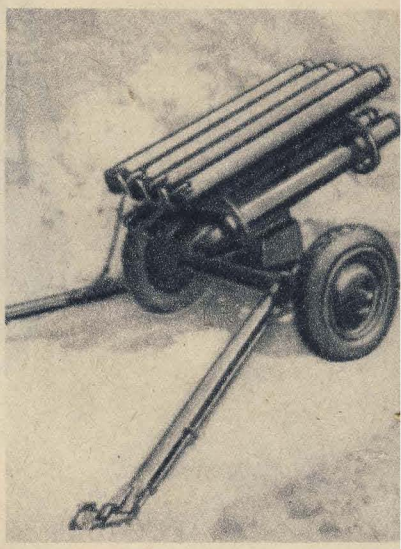
Berichten der polnischen Armeepresse zufolge befindet sich seit einiger Zeit ein leichter achtrohriger Geschoßwerfer in der Bewaffnung der polnischen Luftlandetruppen. Der WP-8 ist auf einer herkömmlichen Spreizlafette installiert und kann auf einer Palette abgeworfen werden.

## Neues Selbstladegewehr

Das gegenwärtig noch in der Jugoslawischen Volksarmee verwendete Mauser-Selbstladegewehr mit dem Kaliber 7,9 mm wird in absehbarer Zeit von dem bereits in Fertigung stehenden neuen Modell M 59/66, Kaliber 7,62 mm, abgelöst. Das neue Gewehr gleicht dem sowjetischen Simonow-SKS. Es ist ein Gasdrucklader mit Kippverschluß und Mittelschaftmagazin (10 Patronen). Es hat ein abklappbares Bajonett und kann mit einem Schießbecher für Gewehrgranaten versehen werden.

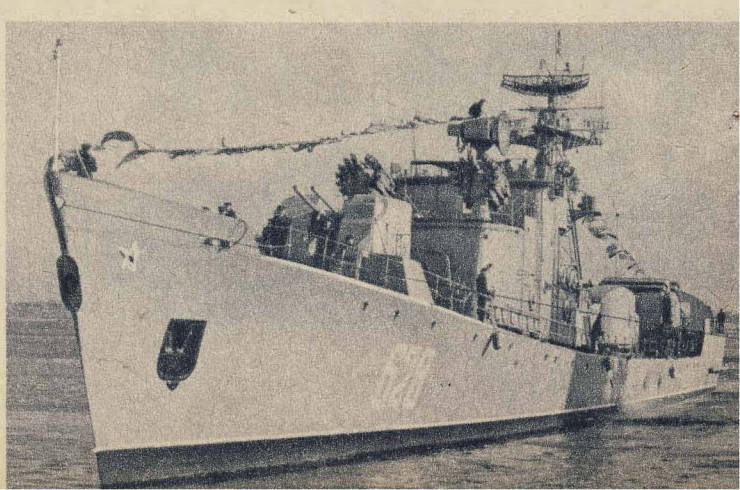
## Österreich fliegt SAAB

Noch in diesem Jahre sollen für die Luftstreitkräfte Österreichs 40 schwedische Flugzeuge des Typs SAAB 105 angeschafft werden. Das Flugzeug ist ein Fortgeschrittenentrainer. Es eignet sich aber auch für den Erdkampf, zur Aufklärung und für Verbindungsflüge. Seine maximale Geschwindigkeit beträgt 970 km/h.



## Neues U-Abwehr-Schiff

Dieser seit kurzem in der Sowjetflotte neu in Dienst gestellte Schiffstyp ist neben UAW-Aufgaben auch zur Sicherung des Küstenvorfeldes sowie zur Schnellboot- und Flugzeugabwehr vorgesehen. Dieser Zweckbestimmung entspricht die gesamte technische Ausrüstung und die Bewaffnung: zwei Geschütztürme mit Doppellafetten (Universalgeschütze), zwei reaktive Wasserbombenwerfer zu je 12 Rohren, zehn Torpedorohre für UAW-Torpedos (in Fünfersätzen) sowie umfangreiche elektronische Anlagen. Die Geschwindigkeit des Schiffes liegt im 30-kn-Bereich. ▼



## Roboter sucht Minen

Amerikanische Sonderkommandos erprobten im Mekong-Delta ein neuartiges Minensuchgerät. Es handelt sich um einen ferngesteuerten Roboter, der über Funk auf Kurs gehalten wird und ein Suchgerät nachschleppt. Bei Detonationen geht der „Mine Sweeper Drone" allerdings verloren.

## Ausbildung mit Napalm

Den Bedingungen des modernen Gefechts – beim Einsatz von Flamm- und Brandmitteln – ist auch in der ungarischen Volksarmee die Ausbildung angepaßt. Sie umfaßt sowohl das Bekämpfen von Napalm als auch das Überwinden brennender Flächen und Objekte.

## „Leopard" für Italien

Die italienischen Streitkräfte wollen ihre Panzereinheiten mit dem westdeutschen Kampfpanzer „Leopard" ausstatten. 200 Panzer sollen von Westdeutschland gekauft und weitere 600 Stück in westdeutsch-italienischer Gemeinschaftsproduktion hergestellt werden. Damit wird Italien das fünfte NATO-Mitglied sein, das diesen Panzer einführt.

Anno Tobak

## Fahrende Blockhäuser und andere Ahnen des Panzers

*Es gibt viele Beispiele dafür, daß Erfindungen aus allen Bereichen der Technik dazu herhalten mußten, um im Streit um Prioritätsansprüche die „besondere Begabung" des eigenen Volkes nachzuweisen. Nicht zuletzt wurde damit dem Chauvinismus Nahrung gegeben.*

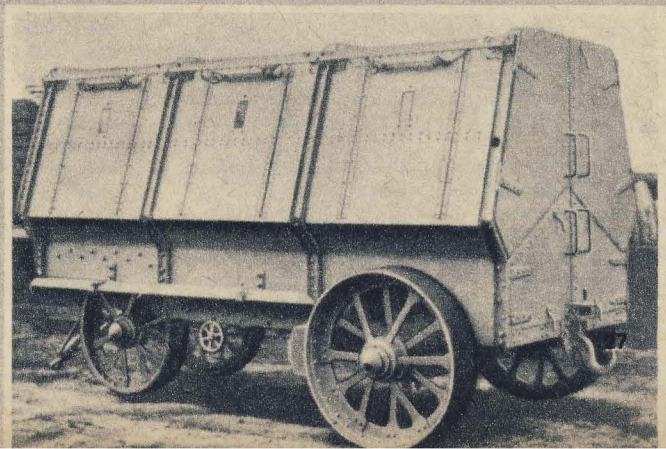
*So war es durchaus kein Zufall, daß die Nazi-Presse zu Beginn der 40er Jahre unter dem Eindruck spektakulär gefeierter Panzeroperationen den ehemaligen Oberleutnant der K. u. K.-Armee Gunther Burstyn als den „deutschen" Erfinder des Panzerkampfwagens hochleben ließ. Tatsächlich kam das „Motorgeschütz", das Burstyn 1911 dem k. u. k. Technischen Militärkomitee sowie dem preußischen Kriegsministerium im Entwurf anbot, in der äußeren Form und in den wichtigsten Funktionsprinzipien den französischen Tanks des ersten Weltkrieges recht nahe. Burstyns Leistung bestand darin, bereits anderweitig erdachte und z. T. erprobte Konstruktionselemente in einer beachtlichen Synthese vereinigt zu haben: ein gepanzertes bewaffnetes Fahrzeug mit autonom geschützter Antriebsmaschine und Gleiskettenlaufwerk.*

*Das Prinzip des Kampfwagens ist so alt wie die Kriegsgeschichte selbst. Im Laufe der Jahrhunderte nahmen die Projekte die merkwürdigsten Formen an. Die Phantasie der Techniker erhielt an der Schwelle der Neuzeit starke Impulse durch die Erfindung des Dampfwagens des Franzosen Cugnot (1769) und die der „Footed Wheels" (Räder mit Füßen) des Engländers Edgeworth (1770). Trotz sich ständig erweiternder technischer Möglichkeiten standen der Fülle der Phantasiebilder relativ wenig praktische Versuche gegenüber. Im Burenkrieg versuchten die Engländer sich im deckungsarmen Steppengelände gegen überraschende Angriffe durch von Ochsen gezogene gepanzerte „mobile Blockhäuser" zu schützen.*

*Diese plumpen, im Foto gezeigten Eisenkästen nahmen sich wie in das technische Zeitalter verpflanzte Hussitten-Kampfwagen aus.*

*Das 1904 auf der Wiener Automobilausstellung vorgeführte Austro-Daimler-Panzerauto besaß bereits den Vorteil einer autonomen, durch Stahlblech geschützten Antriebsmaschine.*

*Vier Jahre später kroch der erste Raupenschlepper (Caterpillar tractor) mit 20 Meilen je Stunde zu einer Versuchsfahrt über den Strand von Skegness, und der Engländer Donohue schuf eine kettengebundene, tankähnliche Lafette. Zwischen 1911 und 1915 legte der jüngste Sohn des bedeutenden russischen Gelehrten Mendelejew, Wassili D. Mendelejew, zwei Projekte von überschweren Kampfwagen vor, die sowohl eine starke Bewaffnung als auch einen allseitigen Panzerschutz hatten. Der Weg zum Panzer wurde beschritten.* G. T.



# Festouvertüre 1812

„Rednaz ist verrückt geworden", stellte Obermatrose Mirbach lakonisch fest. Und „Werftkalle", Matrose Bohrer, bestärkte ihn in seiner Meinung: „Der ist total durchgedreht. Er sitzt in der Messe und hört sich im Fernsehen Beethovens ‚Neunte' an."

„Wie denkt der sich denn das", ereiferte sich auch Stabsmatrose Glinka, „weil er zwei Grand verloren hat, drückt er sich? Das ist vielleicht ein Spieler!"

„Nee, nee", tippte sich Mirbach an die Stirn, „das macht der nicht bloß so – das ist echt. Der hat wirklich so einen Klassische-Musik-Rappel. Als vorgestern die Maschinisten Unterricht über Kraftmaschinen hatten, mußte der Leitende Ingenieur für eine Stunde zum Brigadechef. Wir haben natürlich ‚Schiffe versenkt' und den neuesten Eulenspiegel gelesen. Erst fiel mir auch gar nicht auf, daß Rednaz fehlte. Doch dann hat Ebs ihn mir gezeigt. Er saß in der äußersten Ecke und hat gelesen. Wißt ihr was? Einen Lebensroman über Verdi."

„Verdi?" fragte Glinka mißtrauisch, und Bohrer spottete: „Armer Rednaz!"

„Ach, das ist doch nichts Neues", rekelte sich Matrose Loebe aus seiner Koje hoch, „der liest lauter so'n Zeug. Hier, seht mal her." Umständlich öffnete er Rednaz' Bücherfach. „Rimski-Kors . . . Korsi . . . Korsakow", radebrechte er, „und Mussorgski. Leihfrist bis zum 15. 12. – natürlich überzogen – da kann er wieder berappen." Zu den anderen gewandt, fuhr er fort:

„Er holt sich die Schwarten immer aus der Werftbibliothek, solange wir hier liegen."

„Laß man weg, die Bibliothek ist in Ordnung", wandte Bohrer ein. „Ich habe mir dort schon einiges über Philatelie geholt. Die Auswahl hat mir gefallen."

„Ach, du mit deinen Briefmarken", stichelte Mirbach.

„Und du mit deinem Fußball", konterte Bohrer. Glinka rettete schließlich die Situation: „Ob Briefmarken oder Fußball, jedenfalls nicht so ein . . . Geklimpere."

Für wenige Augenblicke sah der Smutje zum Schott 'rein. Er suchte seinen Oberkoch. Der Raum wurde von einigen Takten sinfonischer Musik erfüllt: „Pim, pim, pim, pim", trällerte Mirbach.

„Pam, pam, pam, pam", antwortete Bohrer. Hierin verstanden sie sich. Und Loebe, der Mecklenburger, konstatierte: „Alles für'n Mors."

Zuletzt hatten sie sich gegenseitig so sehr in Rage geredet, daß sie ihren Gefühlen Luft machen mußten. Sie brauchten ein Ventil. So fand die Szene dann ihren krönenden Abschluß: Bohrer drehte die Sicherung für den Fernsehapparat heraus, und Mirbach quakte im Brustton der Überzeugung in die Messe hinunter: „Wattfraß – Strom sparen!"

Doch sie sollten sich in Rednaz getäuscht haben. Wenige Tage später warb er für ein Theateranrecht, und besonders bei denen, die ihm die „Neunte" vermiest hatten. Der Kommandant unterstützte ihn. Entsprechend waren die Kommentare: „Du willst wohl beim ‚Alten' Pluspunkte sammeln . . .?" – „Ihr wollt wohl auf diese Weise den Kulturwettstreit gewinnen?"

Natürlich ließ sich Rednaz nicht einschüchtern. Diese Argumente hatte er erwartet. Doch wie ihnen begegnen?

Zuerst tat Rednaz etwas, was seine Aufgabe noch zu erschweren schien. Er sprach nicht nur von dem Theateranrecht, er bestellte sogar Karten für ein Konzert, das noch vor der ersten Theateraufführung stattfinden sollte.

„Konzert", hauchte Mirbach.

„Pim, pim, pim, pim", zwitscherte Glinka.

„Pam, pam, pam, pam", gab auch Bohrer sein rahmendes Beiwerk dazu.

Rednaz empfahl: „Abwarten und Tee trinken."

Wieder hatte er in seinem Kommandanten einen Verbündeten. Der befahl kurzerhand eine „Kulturstunde", deutete aber an, daß es nunmehr auf Rednaz ankomme, die anderen zu überzeugen.

So saßen sie alle zusammen in der kleinen Kammer um einen Plattenspieler. Die Luft war stickig. Es wurde viel geraucht. Die bunten Plattentaschen gingen von Hand zu Hand: Capriccio Italien, Romanze G-dur, Forellenquintett, Konzert für Klavier und Orchester Es-dur . . . Was sollte das schon besonderes sein. Aber anhören konnte man sich das Gedudel ja mal.

Rednaz versuchte so etwas wie eine Eröffnungsrede zu halten. Er merkte, daß er dabei eine unglückliche Figur abgab. Doch der Kommandant half ihm. Als Rednaz schließlich Interesse bei seinen Zuhörern bemerkte, stotterte er auch nicht mehr, wenn er von „Ouvertüre" sprach. Er setzte den Freunden seine Meinung auseinander. Er machte ihnen klar, was man aus einer Ouvertüre, die zu jeder anständigen Oper gehört, alles ersehen kann: Aufkommende Spannung, vorhandene Ruhe oder im Finale vielleicht dramatischer Tod des Helden oder glückliches Zueinanderfinden der Partner. Da im Spielplan des Theaters mehrere Opern

vorgesehen waren, agitierte er seine Zuhörer, sich über Plattenabende und durch das bevorstehende Konzert an die Musik heranführen zu lassen. Die Handlung der einzelnen Opern könnte jeder selbst aus dem Opernführer entnehmen.

Alle waren einverstanden, nur Loebe brummte: „Halt dich nicht so lange bei der Vorrede auf." Rednaz legte die „Moldau" von Smetana auf. Der Musik folgend, beschrieb Rednaz den Lauf des Flusses, wie er sich, in den Bergen entspringend, dahinschlängelt, dabei breiter und breiter wird und was sich an seinen Ufern abspielt.

Rednaz hatte schon die „Bilder einer Ausstellung" von Mussorgski in den Händen, ehe der Plattenteller stillstand. Doch Glinka hatte es die „Moldau" angetan. Sie legten sie noch einmal auf. Und diesmal entdeckte jeder etwas Neues in der Musik: das Stärkerwerden des Flusses oder die urwüchsigen Klänge einer Bauernhochzeit am Ufer des Stromes.

Rednaz konnte zufrieden sein. Nur Loebe hatte seine Freude über ein „Pim, pim, pim, pim" zum Ausdruck gebracht.

Beim nächsten Plattenabend fehlten einige, aber es waren auch ein paar Interessenten hinzugekommen. Glinka, der es wohl auch seinem großen Namen schuldig war, hatte sich selbst zwei Platten zugelegt und mitgebracht. Eines der Stücke, das ihnen schließlich am besten gefiel und ihnen am vertrautesten wurde, war die „Festouvertüre 1812" von Peter Tschaikowski: Alles übertönend, schmettert zuerst nur die Marseillaise, die französische Nationalhymne, durch den Raum. Nach heftigem Geschützfeuer, durch schwere Paukenschläge dargestellt, klingt leise die Musik der russischen Befreiungstruppen auf. Sie wird lauter und lauter, wird übertönt vom Sturmläuten der Freiheitsglocken und ringt schließlich alles nieder. Die Marseillaise ist nur noch schwach aus der Ferne zu hören, bis sie schließlich ganz verebbt: Napoleon ist besiegt – Europas Völker haben ihre Freiheit wieder! Keiner der Zuhörer sagte ein Wort. Noch klang das Gehörte nach. Nur Rednaz schmunzelte insgeheim: „Wenn das nicht angekommen ist, heiße ich Oskar."

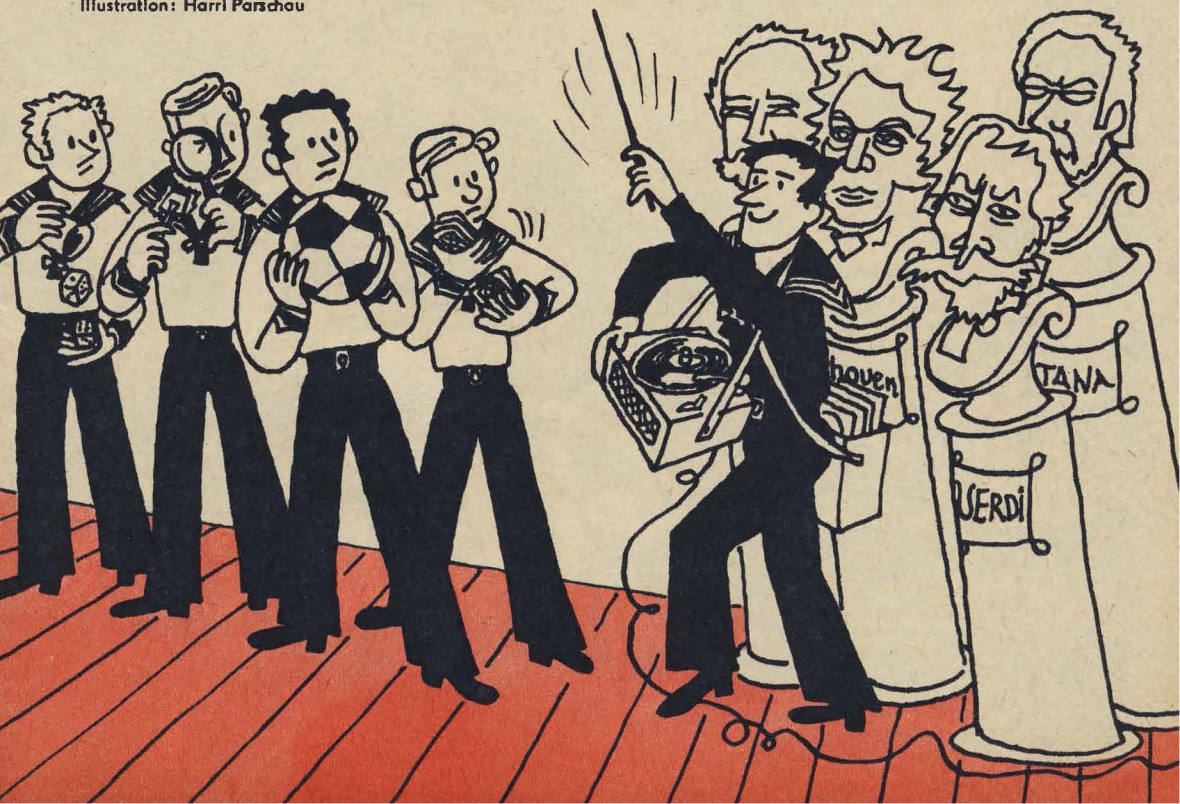
Es gingen nicht ganz soviel Genossen mit in den Konzertsaal, wie Rednaz in seinem Optimismus erwartet hatte. Aber ihn freute, daß Glinka, Bohrer und Mirbach mitzogen, wenn auch immer noch etwas frotzelnd und spöttelnd. Was auf dem Programm stand, wußten sie. Am meisten freuten sie sich, daß auch die „Festouvertüre 1812" mit dabei war. Wie würde der Geschützdonner dargestellt werden? Was würde man für Glocken verwenden? Würden die Orchestermitglieder hinter die Bühne gehen, wenn die Marseillaise nur noch von fern zu hören war? Fragen über Fragen gab es – man war gespannt, interessiert.

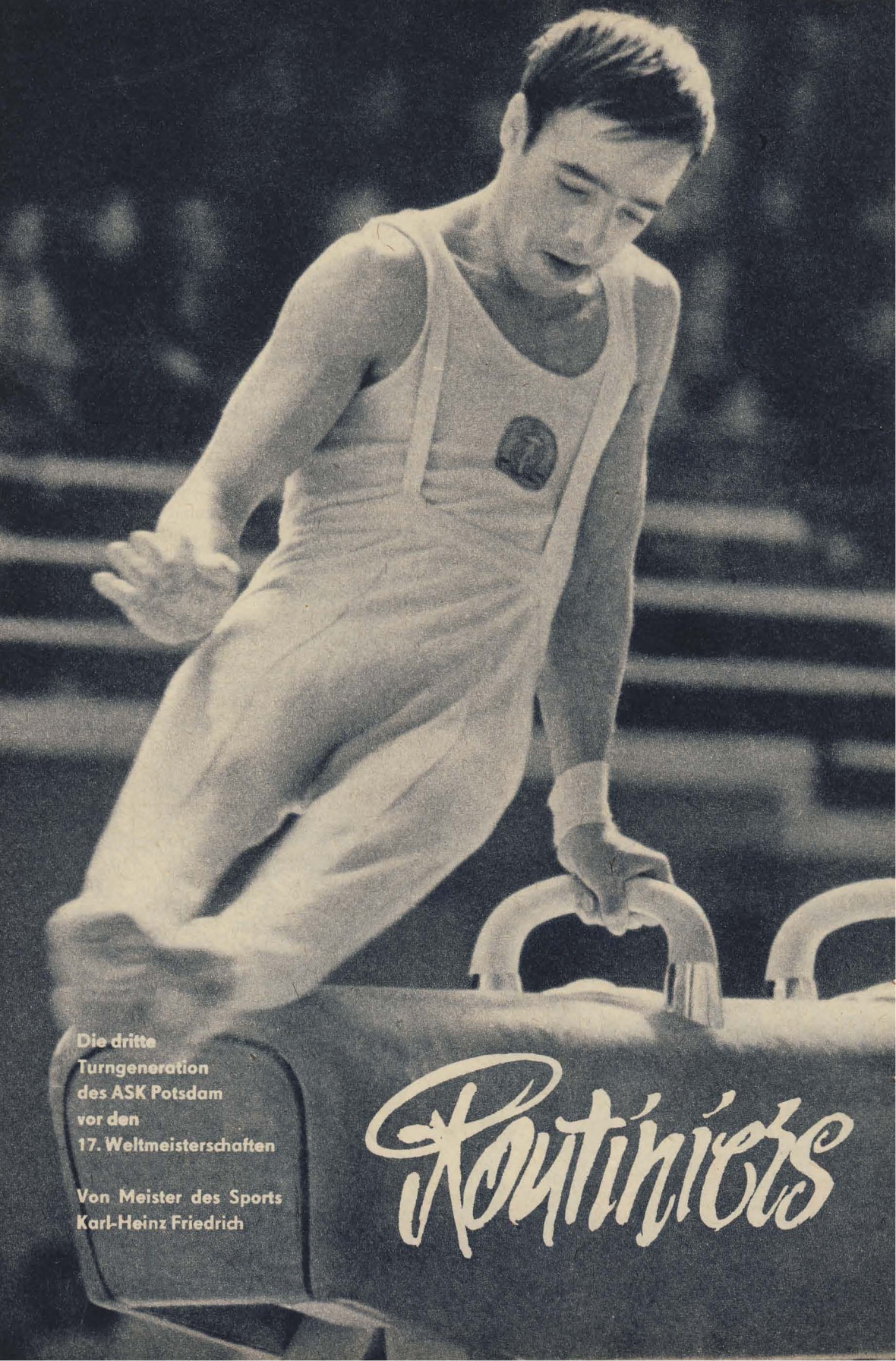
Nach der Vorstellung sagte Rednaz: „Leute, ich muß euch was gestehen. Die Karten und die Anrechte habe ich natürlich erst geholt bzw. angemeldet, nachdem ich eure Zustimmung hatte. Verzeiht ihr mir diese Kriegslist? – Dann seid ihr mit einer Runde dran!"

Später erzählte Rednaz, der inzwischen sein Studium an einem Konservatorium beendet hat: „In so einem spendablen Kreis saß ich zum ersten Mal in meinem Leben."

*Obermatrose Claus Zander*

Illustration: Harri Parschau



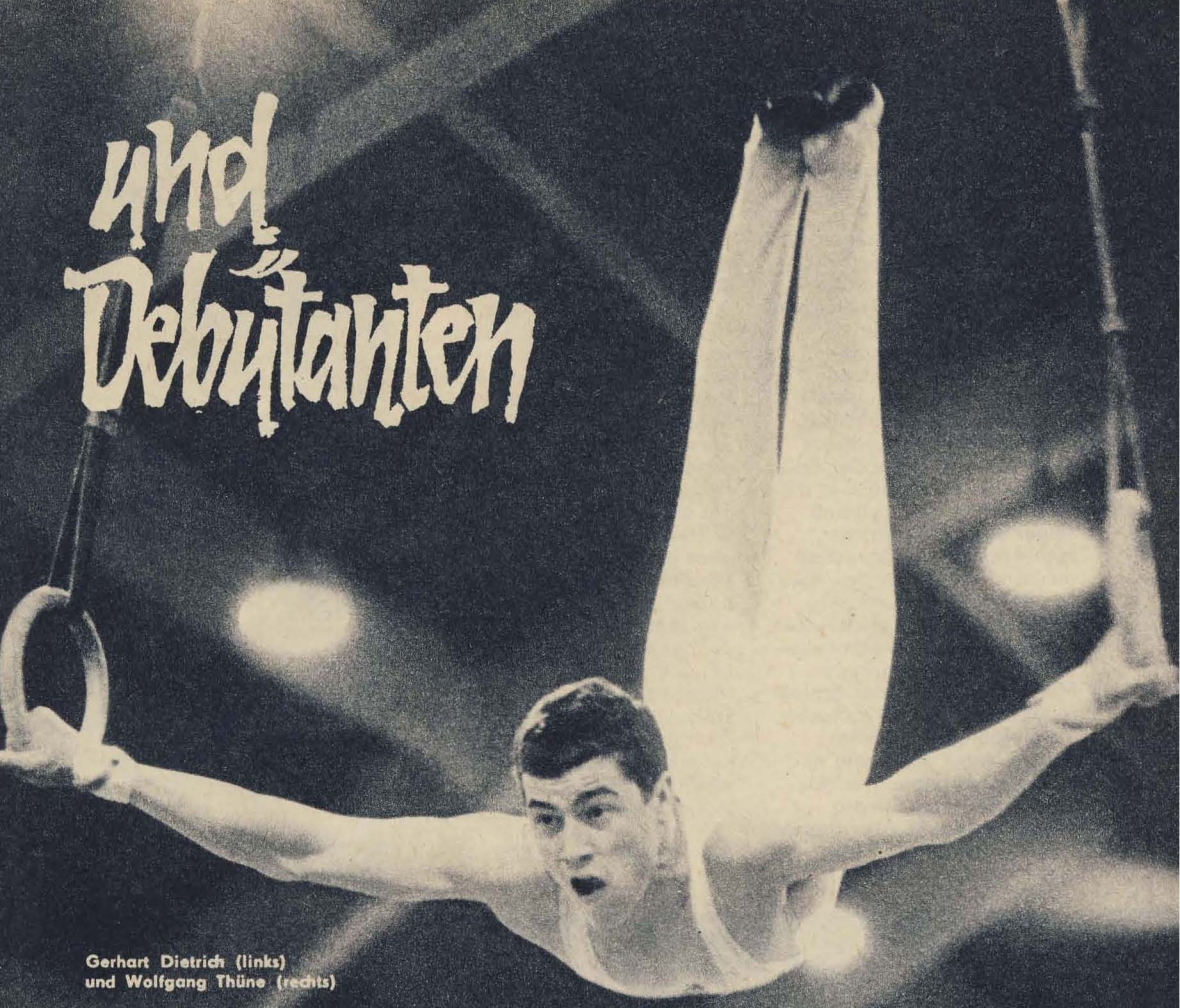


# Routiniers

Die dritte Turngeneration des ASK Potsdam vor den 17. Weltmeisterschaften

Von Meister des Sports Karl-Heinz Friedrich

# und Debutanten



Gerhart Dietrich (links) und Wolfgang Thüne (rechts)

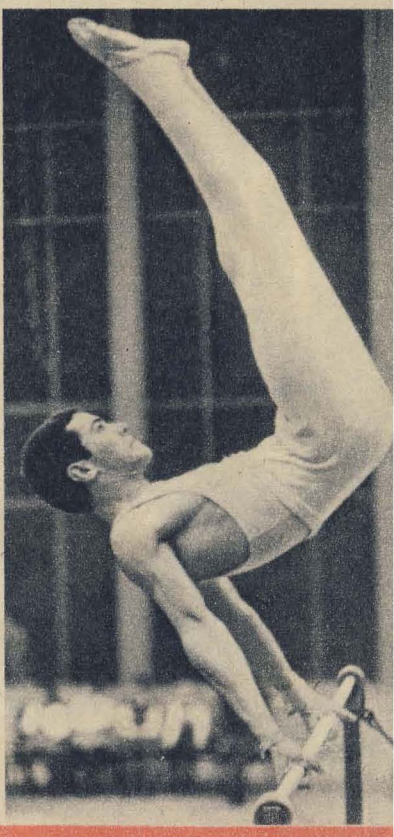
Turnübungen sind kurz. Nur 40 bis 50 Sekunden in der Regel. Doch in ihnen sind Jahre mühevollen Trainings konzentriert. Weltklasseturner reihen in ihren Kürprogrammen eine Höchstschwierigkeit an die andere. Sie riskieren heutzutage viel mehr als vor 10 oder 15 Jahren. Wohin wird diese Entwicklung noch führen? Geht Risiko vor Sicherheit? Zählt Schwierigkeit mehr als Eleganz? Geht die Tendenz zum Geräte-Spezialisten oder bleibt der ausgeglichene Mehrkämpfer das Turn-Ideal? Und schließlich: Halten wir Schritt? Fragen über Fragen. Antwort gibt es bei Weltmeisterschaften und Olympischen Spielen. Die Punktrichter erteilen sie mit ihren Noten. Diese Frauen und Männer, die im Wettkampf ihr Urteil über die Schwierigkeit und Schönheit einer Übung, über Risikoreichtum, Originalität, Virtuosität, Rhythmus und technische Perfektion der Darbietung in einer einzigen nüchternen Zahl ausdrücken müssen, werden heute vom internationalen Turnerbund mehr geschult denn je zuvor. Das ist notwendig, da die Weltelite immer dichter zusammenrückt. Auch für die Kampfrichter wird es immer schwieriger, zwischen annähernd gleich guten Vorträgen zu differenzieren. Ihnen hilft kein Zielfoto, Sieger und Plazierte auseinanderzuhalten wie auf der Aschenbahn.

„Worin sich heute die Spitzenkönner unterscheiden, ist vor allem die Art, w i e sie turnen", sagte einmal Japans Cheftrainer Masao Takemoto. „Schon heute ist kein Aktiver mehr in der Lage, alle bekannten Höchstschwierigkeiten zu beherrschen, geschweige denn, sie in seinem Programm unterzubringen . . ."

So wählt jeder das aus, was ihm am besten liegt, und manche wagen mitunter Effekte, die noch niemand vor ihnen zeigte. Dabei sind die Turner heute schon an einem Punkt angelangt, wo jeder Schritt weiter einen immensen Trainingsaufwand erfordert, wo jede Steigerung der Schwierigkeit zugleich auch größere Risiken in sich birgt. Doppelsalti zum Beispiel oder Salti mit ganzen und doppelten Drehungen um die Körperlängsachse haben ihren Seltenheitswert in der kunstturnerischen Arena heute längst verloren. Man muß sie schon besonders excellent

oder in ungewöhnlichen Verbindungen zeigen, will man damit noch Eindruck machen. Ein Beispiel: Die „Doppelschraube" als Reckabgang, mit der Gerhart Dietrich vom ASK Potsdam vor einigen Jahren – auch noch 1966 bei der letzten Weltmeisterschaft! – Aufsehen erregte, beherrschen heute viele. Wir sahen sie nicht nur bei Weltklasseturnern. Auch Spartakiadeteilnehmer unserer Jugendklasse wagen sich an dieses Element heran. Dietrich war einer der ersten, der den Salto mit doppelter Schraube in die akrobatische Anfangsreihe seiner Bodenkür aufnahm. Heute reißt man auch damit niemand mehr von den Stühlen, es sei denn – und das sahen wir bei dem sowjetischen Klassemann Wiktor Klimenko – man riskiert die „doppelte Mühle" als knallharten Schlußpunkt der Kür. Doch da lauert die Gefahr: Am Ende der Übung, wenn die Kräfte nachlassen, ist es ungleich schwieriger, solch einen Sprung sauber zu zeigen. Aber gerade darauf kommt es an! Alle Haltungssünden kosten Zehntelpunkte, denn im „Code de pointage", dem Wertungsgesetz des ITB, wird gesagt: „Die Schwierigkeit einer Übung darf nie auf Kosten der haltungsmäßig und technisch richtigen Ausführung übersteigert werden. Die Übung muß den Fähigkeiten des Turners angepaßt sein, denn vollkommene Körperbeherrschung, Sicherheit und Eleganz sind Hauptmerkmale des Kunstturnens."

Als wir 1958 in Moskau zum erstenmal bei einer Weltmeisterschaft starteten, nahm uns keiner den bescheidenen 9. Rang im Nationalklassement übel. Es mußte Lehrgeld gezahlt werden. Inzwischen haben wir einen guten Ruf und Medaillen zu verteidigen. Bei der WM 1966 in Dortmund belegte die DDR-Riege mit Matthias Brehme, Siegfried Fülle, Erwin Koppe, Gerhart Dietrich, Werner Dölling und Peter Weber hinter den Mannschaften Japans und der Sowjetunion den dritten Rang. 1968 in Mexiko fügte das Sextett Köste, Brehme, Fülle,



**„Choroscho, Wolfgang!" Das Lob eines der Großen des Weltturnens, Wiktor Lissitzki, zählt schon etwas. Wolfgang Thüne siegte beim Länderkampf gegen die UdSSR 1970 am Reck. Sein Abgang (rechts, bei der DM 1969) – Bücksalto mit ganzer Drehung – hat zweifellos Weltniveau. Auch Lothar Müßig kann sich mit diesem Adlerschwung sehen lassen.**

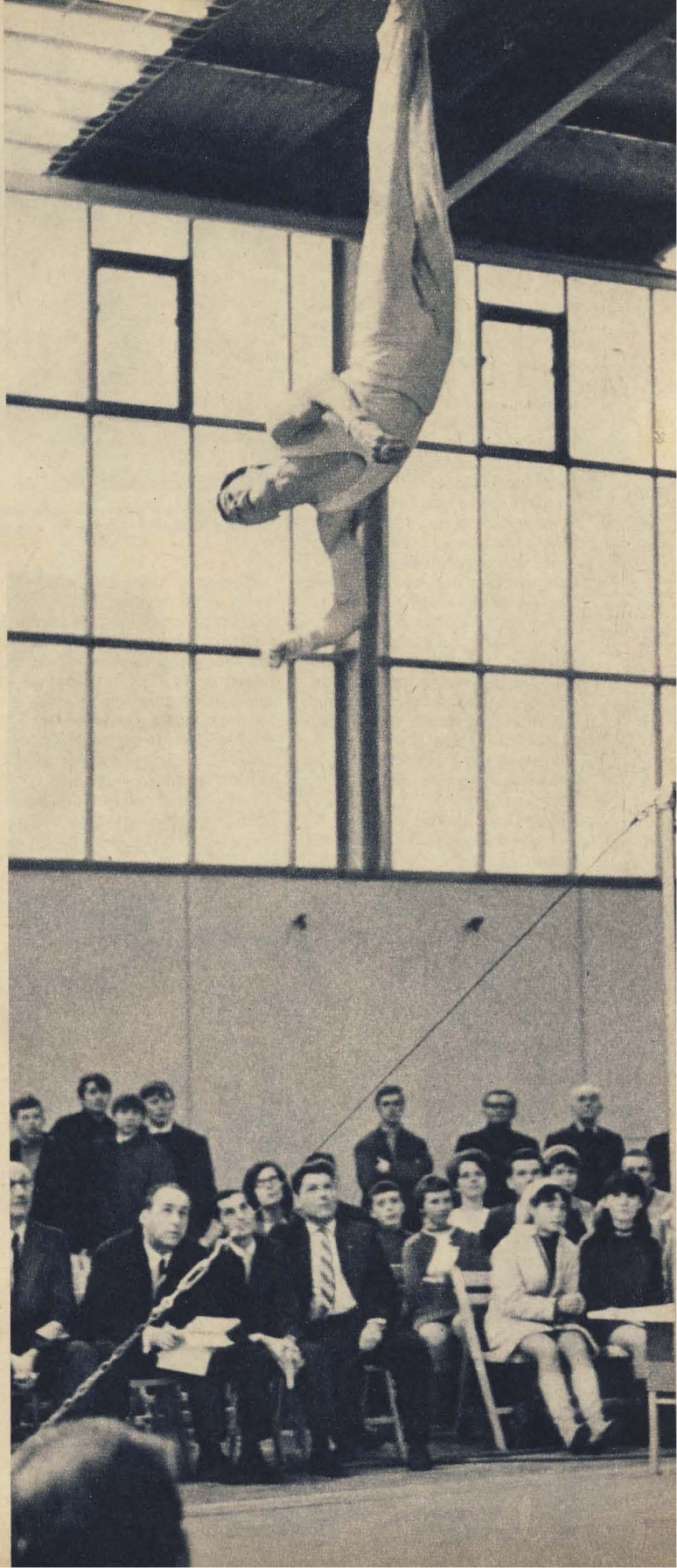
Weber, Dietrich, Beier eine olympische Bronzemedaille hinzu. Doch diese Riegen gibt es nicht mehr. Einige unserer bewährtesten Turner der letzten Jahre beendeten ihre aktive Laufbahn: Werner Dölling, Günter Beier, der erfahrene Kapitän Siegfried Fülle, Erwin Koppe mit seiner Bärenkraft, Peter Weber, ein Superlativ an Sicherheit. Es gilt, sie zu ersetzen. Wer tritt 1970 an ihre Stelle?

Die DDR-Meisterschaft 1970 in Gera, bei der sich zwei

Dutzend unserer Besten zum erstenmal mit dem Pflichtprogramm für die WM 1970 vorstellten, gaben einen ersten Überblick. Man sah Sorgenfalten auf den Gesichtern der zurückgetretenen Routiniers Weber, Fülle und Koppe, die zuschauten. Zwischen Köste, dem Sieger, und dem Sechsten dieser Meisterschaft, klaffte eine Lücke von fünf Punkten – ein beklemmendes Gefälle angesichts der mannschaftlichen Ausgeglichenheit, die 1966 in Dortmund der große Trumpf unserer Jungen war! Nur Zehntelpunkte hatten damals den Schlechtesten vom Besten getrennt.

„Nicht Köste und Brehme, sondern vor allem die jungen Kräfte werden 1970 das Gesicht der Mannschaft prägen", schrieb eine Zeitung. „Versagen sie, dann kann auch unser Spitzenduo die Riege nicht retten . . ."

Monate harten Übens begannen. Die junge Streitmacht des ASK, allen voran die beiden Ex-Jugendmeister Wolfgang Thüne und Lothar Müssig, der Ersatzmann der Mexiko-Riege Peter Kunze, ja selbst Gerhart Dietrich, waren unter Wert geschlagen worden, sie können mehr, als sie dort zeigten. Unter den Kampfrichtern der Geraer Titelkämpfe hatten Günter Nachtigall und Wolfgang Gipser gesessen, unsere Zwölfkampfmeister 1956 und 1957. Sie gehörten zur ersten Generation von Turnern, die im Armeesportklub Potsdam zusammen mit Werner Drescher, Günter Thiem, Gerhart Gläser, Paul Müller, Richard Karstädt und anderen trainierten und in die damaligen Nationalmannschaften berufen wurden. Welchen Rückstand es aufzuholen galt, das sahen unsere Turner nicht erst bei ihrem WM-Debüt in Moskau 1958. Nachtigall und Gipser, die ersten DDR-Repräsentanten bei der Europameisterschaft 1957 in Paris, erfuhren das schon früher. Heute sind sie Trainer und Kampfrichter. Nach Wolfgang Thünes Reckkür bei der Geraer Meisterschaft steckten beide die Köpfe zusammen. „Der Junge ist gut. Aber



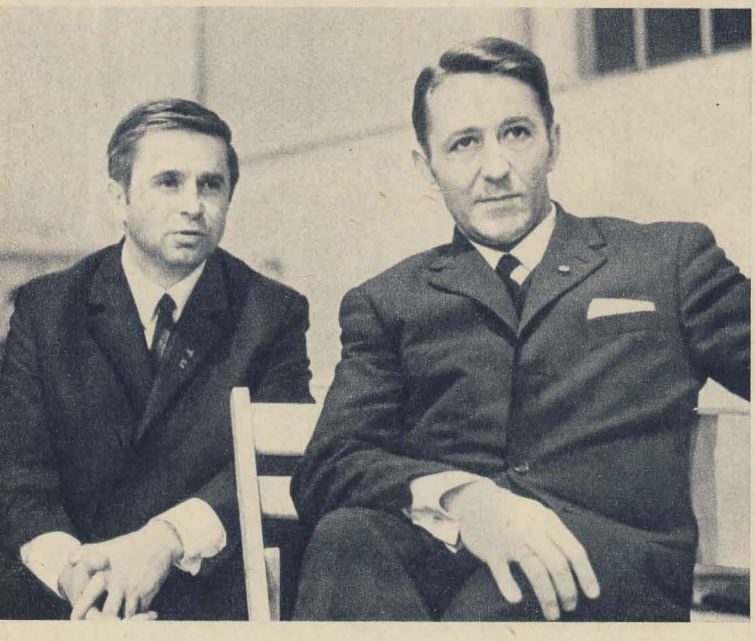
**Dieser Salto seitwärts mit gegrätschten Beinen aus der Bodenkür des Japaners Kenmotso (oben) ist eine akrobatische Delikatesse voller Risiko.**

stabiler muß er werden . . .!" Thünes Reckkür war die schönste Übung der Meisterschaft. Die Kampfrichter honorierten sie ihm zu Recht mit 9,65 Punkten – der höchsten Note des gesamten Wettbewerbs. Doch zum Reckmeistertitel reichte es trotzdem nicht. Bei der WM-Pflicht tags zuvor waren ihm mit 7,65 Punkten alle Felle davongeschwommen. Dabei beherrschte er die Übung! Aber die Nerven... Sechs Monate später, beim Länderkampf DDR–Sowjetunion in Schwerin, „zauberte" Thüne wieder am Reck. Mit seiner Kür übertraf er alle. Auch Einzelsieger Wiktor Lissitzki, den Reck-Europameister des Jahres 1967. In der Ecke stand Jewgeni Korolkow, einer von unseren einstigen Lehrmeistern und heute Trainer des Weltmeisters Michail Woronin. Er klatschte Beifall. „Eine technische Meisterleistung . . .!" An diesem Tage klappte bei Wolfgang auch an den anderen Geräten so ziemlich alles. So wurde sein dritter Platz hinter Lissitzki und Klimenko die angenehme Überraschung des Länderkampfes.

Voller Dankbarkeit erinnert sich der heute 20jährige an seine ersten Turnlehrer, an Herrn Josko in seinem thüringischen Heimatort Heiligenstadt, die Trainer Harry Pippard und Wolfgang Gipser. Heute gehört er im ASK Potsdam zu den hoffnungsvollen Kräften, die die „zweite Generation" von Meisterturnern im ASK abgelöst haben. Ihre Aufgabe ist nicht leicht.

Die Bronzemedaillen, die ihre einstigen Trainingskameraden Weber, Beier, Dölling und ihr heutiger „Senior" Gerhart Dietrich mit erkämpfen halfen, sind die Elle, an der das DDR-Männerturnen heute in der Welt gemessen wird. Wieder stehen Weltmeisterschaften vor der Tür. Ljubljana, die Heimatstadt des „Phänomens am Pferd", Miroslav Cerar, erwartet im Oktober die Weltelite. Angesichts des japanisch-sowjetischen Abonnements auf Gold und Silber ist der dritte Platz in der Mannschaftswertung noch immer so etwas wie der „Weltmeistertitel des kleinen Mannes". Wir holten ihn 1966 mit fast 10 Punkten Vorsprung vor der ČSSR. 1968 in Mexiko waren es nur noch fünf Hundertstel! Die Konkurrenz schläft nicht – in Polen, in der ČSSR, in den USA und anderswo. Die Turner der Koreanischen Volksdemokratischen Republik, nach der vollständigen Anerkennung ihres NOK durch das IOC 1968 in Mexiko nun auch beim Turnen erstmals mit einer kompletten WM-Riege am Start, könnten zur Überraschung der nächsten Jahre werden.

Der Griff noch einer Medaille im Turnen erfordert geradezu



**Wolfgang Gipser (links) und Günter Nachtigall, die Meister vergangener Jahre, heute Trainer und Kampfrichter, verfolgen mit kritischen Augen Peter Kunze bei seinem Reckabgang für die WM-Pflicht 1970.**

artistisches Können am Gerät. Matthias Brehme streckte 1966 im WM-Pferd-Finale die Hand danach aus, Köste beim olympischen Reck-Endkampf von Mexiko. Beide wurden „nur" Vierte. Dabei hatte Köste das Kunststück fertiggebracht, mit seiner Reckpflicht alle, auch Weltmeister Woronin und die besten Japaner mit Reck-Weltmeister Nakayama, zu übertreffen. EM-Medaillen hängen mangels der japanischen Konkurrenz nicht ganz so hoch. Da kann man schon mal mit hinlangen, wenn die Kür am „Paradegerät" gut läuft. Erwin Koppe errang bei der Europameisterschaft 1965 in Antwerpen Bronze am Barren. Gerhart Dietrich war 1967 in Tampere EM-Dritter am Pauschenpferd und beim Pferdsprung.

Wird das Turnen zur Domäne der Geräte-Spezialisten, die den Mehrkämpfern die Medaillen „stehlen"? Das ist kaum zu befürchten, wenn auch nicht bestritten werden kann, daß es sich lohnt, an einem oder zwei Geräten Herausragendes zu leisten. Meist aber sind die Turner von Extraklasse an irgendeinem Gerät auch gute Mehrkämpfer wie Italiens Boden-As Franco Menichelli oder der mehrfache Pferdweltmeister und -olympiasieger Miroslav Cerar. Ausgeglichenheit an allen Geräten bleibt weiterhin Trumpf.
Bei den DDR-Meisterschaften 1970 in Magdeburg kam hinter unserem Spitzenduo Köste und Brehme mit Thüne, Dietrich, Klotz, Müssig und Kunze ein ASK-Quintett auf die nächsten Plätze, das sich berechtigte Hoffnungen auf einen WM-Start macht. Für Dietrich wäre es der dritte Vergleich mit der Weltelite, für die anderen das Debüt. Der ASK stellte bei den DDR-Titelkämpfen 1970 zehn Aktive und damit die Hälfte aller Teilnehmer – eine breite Basis für die nächsten Jahre, die kein anderer Spitzenklub der DDR zur Zeit aufweisen kann – das Ergebnis jahrelanger konzentrierter, zielstrebiger Nachwuchsarbeit.
Turnen ist eine der vielseitigsten und schöpferischsten Sportarten. Ein Turner braucht Mut, Kraft, Gewandtheit und starke Nerven.
Und ein Trainer? – Rolf Bauch, Heiner Neumann, Werner Schenk, die „Väter" der ASK-Turnerfolge lächeln. „Wir brauchen Geduld, viel Geduld!"

AR INTERNATIONAL

## Älter als der Rote Oktober

Einer der in der DDR stationierten Gardetruppenteile trägt den Ehrennamen „Lenin-Regiment". Und das nicht nur, weil in seinen Soldaten die Ideen Lenins lebendig sind, weil sie Lenins militärisches Erbe täglich in die Tat umsetzen. Dieses Regiment ist eines der ältesten der Sowjetarmee, ja, es ist älter als die Sowjetarmee selbst, älter gar als der Rote Oktober.

Es gehört zu den ersten Einheiten, die auf Lenins Weisung – zunächst als „fliegende Truppe" – bereits am 23. Oktober 1917 in Petrograd aus revolutionären Arbeitern und Matrosen formiert wurden. Im Bestand dieser „fliegenden Truppe" fuhr auch das berühmte Panzerauto, von dessen Turm aus Lenin bei seinem Eintreffen in Petrograd am Abend des 3. April 1917 die revolutionären Arbeiter und Soldaten aufrief, für den Sieg der sozialistischen Revolution zu kämpfen. 1926 wurde die Einheit zum selbständigen Panzertruppenteil und erhielt den Namen des Kavallerlekommandeurs Grigori Kotowski. Im Laufe des Großen Vaterländischen Krieges befreite das Regiment neun Städte, forcierte sechs Flüsse, vernichtete über 300 feindliche Panzer und 400 Geschütze. 1943 verjagten seine Panzereinheiten die Faschisten aus Proskurow in der Ukraine. Im Frühjahr 1945 nahm es an der Befreiung Berlins teil. Deshalb trägt es außer dem Namen „Lenin-Regiment" auch noch die Bezeichnung „Proskurow-Berliner-Gardepanzerregiment ‚Grigori Kotowski'". Aus seinen Reihen gingen neunzehn Helden der Sowjetunion hervor.

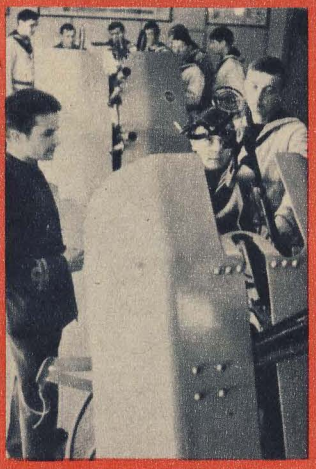
Doch damit ist die ruhmreiche Geschichte dieses Regimentes nicht zu Ende. Beweis dafür ist, daß ihm anläßlich des 50. Jahrestages der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution für hervorragende Leistungen vom ZK der KPdSU und dem Ministerrat der UdSSR das Lenin-Ehrenbanner verliehen werden konnte. Im Wettbewerb zu Ehren des 100. Geburtstages Lenins erreichte das Regiment, daß 75% seiner Spezialisten die Normen der Leistungsklassen 1 und 2 erfüllten, und daß jeder Soldat eine zweite Funktion beherrscht. Großer Wert wird auch auf die Pflege der Waffenbrüderschaft gelegt; und seit längerem bestehen enge freundschaftliche Verbindungen zwischen dem „Lenin-Regiment" und seinen „Nachbarn", dem Panzertruppenteil „Otto Buchwitz" der NVA.

GüB.

Ein besonderer Anziehungspunkt für die Waffenbrüder des ruhmreichen Truppenteils: das Gedenkmonument des „Lenin-Regiments".

## Schiffe im Hörsaal

Das Ausbildungszentrum für Spezialisten der polnischen Seekriegsflotte „Franciszek Zubrzycki" ist ein riesiger Komplex nahe der Ostseeküste. Doch weder ein Hafen noch eine Pier gehören zur Ausstattung. Das ist auch nicht notwendig; man hat – sicher einige – Kriegsschiffe in Systeme, Aggregate, Maschinen und Waffen zerlegt und sie in die Hörsäle und Kabinette gestellt. Mehr als 35 Fachgebiete werden hier unterrichtet. In einer knapp zweijährigen „Lehrzeit" bildet man an dieser Schule Maate aller seemännischen und technischen Laufbahnen aus. Die Zeit gliedert sich in zwei sechsmonatige theoretische Kurse, dazwischen liegt ein etwa achtmonatiges Bordpraktikum. Nach erfolgreichem Abschluß gibt es nicht nur die Rangabzeichen eines Maaten, sondern zugleich ein Zertifikat mit voller Gültigkeit auch außerhalb der Seekriegsflotte. Dort gilt der Absolvent als Spezialfacharbeiter der entsprechenden technischen Richtung. In der Regel werden fast 30% aller Kursanten nach Beendigung der Schule Reservisten und gehen in die verschiedensten Berufe.

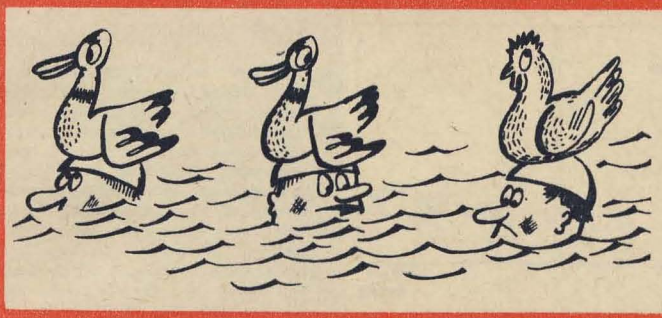


Eifrige Schüler im Artilleriekabinett des Ausbildungszentrums.

1944, im letzten Kriegsjahr, wurde das Ausbildungszentrum gegründet. Es war eine der ersten Maßnahmen der neuen polnischen Regierung, für den Aufbau einer modernen Seekriegsflotte zu sorgen. Seitdem absolvierten Tausende von Kursanten diese Schule und erhielten eine hochqualifizierte Ausbildung. Kennzeichnend für den modernen Charakter dieser Lehrstätte ist, daß sie bereits oft neue Technik erhielt, bevor diese überhaupt in der Flotte eingeführt wurde.

Jeder, ob Lehrer oder Schüler, bemüht sich nach Kräften, das Beste zu geben – getreu dem Vermächtnis des Studenten des Warschauer Polytechnikums Franciszek Zubrzycki, der als Führer der ersten Partisanenabteilung Warschaus gegen die faschistischen Okkupanten kämpfte und dabei sein Leben opferte.

E. G.



## An der Grenze bei Cheb

Seit einundzwanzig Jahren kennt Major Dimitrij Malý diesen Abschnitt – einst als Grenzsoldat dienend, heute als Kommandeur einer Einheit an der Staatsgrenze der CSSR zu Westdeutschland.

Es war seit jeher ein „heißer" Abschnitt: vor über dreißig Jahren, als sich die Faschisten anschickten, die „sudetendeutsche Frage zu lösen", und auch nach 1945, als sich im benachbarten Waldsassen auf westdeutschem Gebiet die verschiedensten imperialistischen Geheimdienste etablierten. 1949, als Dimitrij Malý hier seinen Dienst begann, hatten sie im Monatsdurchschnitt vierzig bis fünfzig Festnahmen zu verzeichnen. Das war für den jungen Kommunisten – er war bereits Mitglied der KPTsch – eine sehr praktische Schule des Klassenkampfes, die er mit Bravour absolvierte.

Auch als Kommandeur bewährte er sich. Oberstleutnant Minha, Parteisekretär des Verbandes, charakterisiert das mit wenigen Worten: „Malý weiß, für wen er die Arbeit tut. Und auch die Jung's mögen ihn unwahrscheinlich gern. Versuche, ihn von der Einheit wegzunehmen, und du löst dort eine Revolte aus."

Major Malý, Kommandeur einer tschechoslowakischen Grenzeinheit.

Seine schwerste Prüfung hatte Major Malý jedoch 1968 zu bestehen.

„Auch mir war vor dem August manchmal sonderbar zumute", erzählt er. „Es sah nach Zersetzung aus, und wir waren nicht mehr in der Lage, die Dinge allein zu meistern ... Wäre die Sowjetarmee nicht gekommen – es hätte Bürgerkrieg gegeben."

Major Malý gab damals den Befehl zur Vergatterung der Einheit. Er war weder verwirrt noch deprimiert. Seine Soldaten fühlten das und wußten, daß sie wie immer den ständig gleichen Befehl befolgen würden: die Grenze nach Westdeutschland zuverlässig zu schützen; niemand durfte sie passieren. Und dennoch: Als Malý den ersten sowjetischen Soldaten sah, atmete er nach langer Zeit wieder auf.

„Das war eine Erleichterung für uns", sagt er, „eine große Erleichterung. Es irrte in diesen Monaten so mancher. Da war die Presse, der Rundfunk, Abweichungen in der Partei ... Aber bei den Erfahrungen, die wir gesammelt hatten, bei der Schule, die wir durchliefen, hatte von uns niemand das Recht dazu!"

Unbeirrbar geht Dimitrij Malý seinen Weg, den gewiß nicht leichten Weg eines konsequenten Marxisten-Leninisten. Fünf seiner Soldaten wurden Mitglied der Partei; zwei weitere bereiten sich auf ihren Eintritt vor. Und Malý selbst arbeitet trotz der schweren Belastung, die er als Kommandeur einer Einheit in vorderster Linie zu tragen hat, aktiv im Nationalausschuß des Ortes Hajé mit.

R. K.

## Leichte Kavallerie?

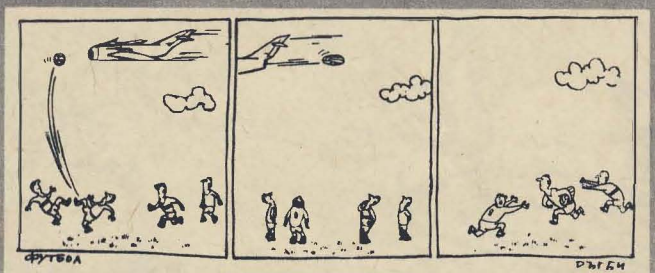
Auch im Zeitalter der Vollmotorisierung der Streitkräfte hat der „1-PS-Hafermotor" unter bestimmten Umständen noch seine Daseinsberechtigung. Allerdings nicht mehr in der Form von Kavallerieeinheiten, sondern vereinzelt, wie hier bei den ungarischen Grenztruppen, zum Streifendienst in für Fahrzeuge nicht geeignetem Gelände.

## Bauarbeiter mit Schulterstücken

Eine besondere „Waffengattung" der Bulgarischen Volksarmee sind die Bautruppen. Im Unterschied zu Baueinheiten anderer Länder leisten sie auch Dienst mit der Waffe.

Die Organisation der Bautruppen ist wie bei den anderen Waffengattungen, die Disziplinarvorschriften gelten in vollem Umfange, und der Unterschied besteht nur darin, daß die Hauptaufgabe der Soldaten eben das Bauen ist. Die Bauarbeiter mit Schulterstücken sind die „taktische Reserve" der Regierung für die Durchsetzung der Investitionsvorhaben des Landes. Ihre Losung: Wir bauen und wachen!

Die Angehörigen der Bautruppen bahnten Straßen, errichteten Brükken, bohrten Tunnels. Sie bändigten Bergflüsse für die Energiegewinnung, erbauten Schulen und setzten ihre Kräfte beim Aufbau riesiger Werke ein. So entstanden die Petrolchemie-Kombinate in Burgas und Pleven.



Fußball Rugby

das metallurgische Kombinat Kremikovzi und Dutzende weitere Bauobjekte.

Bautruppen gibt es in Bulgarien bereits seit einem halben Jahrhundert. Zum ersten Mal wurden sie nach dem 1. Weltkrieg formiert. Die faschistische Regierung Bulgariens verwandelte dann später ihre Stützpunkte in eine Art Konzentrationslager, in denen die Söhne von Kommunisten und junge Antifaschisten zur physischen Vernichtung verurteilt waren. Erst nach dem 9. September 1944 wurden die Bedingungen dafür geschaffen, daß die Baueinheiten uneingeschränkt zum Wohle des Volkes arbeiten konnten.

Heute verbleiben viele Kämpfer auch nach der Ableistung ihres Grundwehrdienstes als Unteroffiziere oder – falls sie die entsprechende Lehranstalt absolvierten – als Offiziere bei den Bautruppen. Und wie alle Angehörigen dieser Einheiten sind sie bereit, bei Notwendigkeit jederzeit in vollem Maße die Baugeräte und -maschinen mit der Kampftechnik zu vertauschen. L. G.

---

Aus unserem Jahrestagskalender:

2. Oktober: Tag der rumänischen Grenztruppen

6. Oktober: Tag der Tschechoslowakischen Volksarmee (gegr. 1944)

12. Oktober: Tag der Polnischen Armee (gegr. 1943)

16. Oktober: Tag der bulgarischen Luftstreitkräfte

25. Oktober: Tag der Rumänischen Streitkräfte (gegr. 1944)

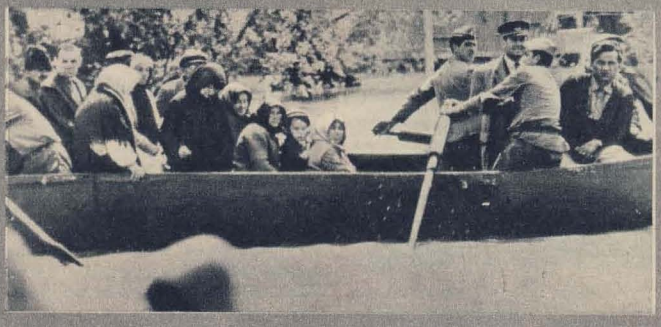
---

## Der Feldzug gegen die Fluten

Eine harte Bewährungsprobe hatten die Rumänischen Streitkräfte im Mai dieses Jahres zu bestehen, als Bäche und Flüsse mit meterhohen Flutwellen das Land überschwemmten. Zehntausende Menschen mußten binnen weniger Minuten aus ihren Wohnungen fliehen. Bei ihrer Rettung leisteten die rumänischen Soldaten außerordentliches. Tage- und nächtelang waren sie auf den Beinen. In pausenlosem Einsatz retteten Hubschrauberpiloten isolierte Menschengruppen aus den Fluten oder versorgten sie zunächst mit Brot und Medikamenten. Soldaten holten mit Booten und selbstgebauten Flößen Familien aus ihren überschwemmten Wohnungen heraus, selbstlos ihr eigenes Leben einsetzend. Fünf Soldaten kamen in den Fluten um, nachdem sie mit ihrem Amphibienfahrzeug einige hundert Kinder, Frauen und Männer gerettet hatten. Ihr Fahrzeug hielt schließlich der ungewöhnlichen Gewalt der Wassermassen nicht mehr stand.

Heldenhaft schlugen sich die Soldaten auch an der Seite der Einwohner von Arad. Vier Tage und Nächte hindurch arbeiteten sie an einem acht Kilometer langen Schutzdeich, der durch Zigtausende von Sandsäcken erhöht und verstärkt werden mußte. In den entscheidenden Stunden, da die Wasser des Mures ihren Höchststand erreichten, deckten sie, zusammen mit der Bevölkerung, in einer gigantischen Kette von 80 000 Leibern mit ihren Körpern den Damm – und retteten die Stadt. E. L.

Gerettet!



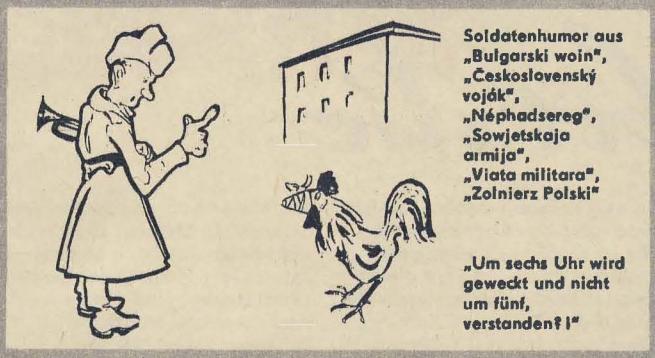
## Tankistendynastie

Unlängst feierte Oberstleutnant Iwan Moltschanow sein dreißigstes Dienstjubiläum bei den sowjetischen Panzertruppen. Er arbeitet im Stab der mit dem Rotbannerorden ausgezeichneten Hochschule für Panzerkommandeure „Marschall der Sowjetunion K. A. Mereskow". Gäste dieser Feier waren auch seine Söhne Wiktor und Wladimir, die zur Zeit beide Kursanten dieser Schule sind und denen ihr Vater die „Liebe zur Panzerei" offenbar mit in die Wiege gelegt hat.

## Notlandung

Der Stabsfeldwebel der ungarischen Luftstreitkräfte József Forintos, Funker und Heckschütze eines Zielflugzeugs vom Typ IL 28, bemerkte das Aufblitzen nahender Positionslichter. Gleich darauf krachte es fürchterlich, die Maschine erzitterte, kippte, ein Luk flog auf, Nacht.

Als die sekundenlange Betäubung wich, fühlte Forintos, daß er frei der Erde entgegen stürzte. Der Schirm . . ., fiel ihm ein. Seine Hand tastete am Körper entlang. Ein Ruck, der Stabsfeldwebel blickte empor. Silbern glänzte das seidene Tuch unter dem bestirnten Himmel. Da merkte er, daß er allein war. Erschrocken rief er nach seinem Kommandanten und dem Navigator. Doch er bekam keine Antwort . . .



Soldatenhumor aus „Bulgarski woin", „Československý voják", „Néphadsereg", „Sowjetskaja armija", „Viata militara", „Zolnierz Polski"

„Um sechs Uhr wird geweckt und nicht um fünf, verstanden?!"

Das Flugzeug aber befand sich noch in der Luft. Erregt meldete der Kommandant seinem Steuermann am Boden: „Kollision mit einem Abfangjäger, Leitwerk defekt!"

„Verlassen Sie die Maschine!" kam die Antwort. Doch dem Piloten schien es plötzlich, als wäre die Fluglage wieder einigermaßen normal. Er bewegte energisch die Steuersäule; das Flugzeug reagierte schwerfällig, aber es reagierte. Ob man vielleicht doch noch landen könnte? Und dann: Die Tanks waren noch fast voll, unten aber reihte sich Siedlung an Siedlung, kam eine große Stadt. „Ich versuche zu landen", sprach Major Szabó mit gepreßter Stimme ins Mikrophon. Da vernahm er aus dem Heck der Maschine das Geräusch hin und her schlagenden Metalls. Der Heckschütze fiel ihm ein. Er rief nach ihm, erhielt jedoch keine Antwort.

Das Flugzeug sank merklich. Und vor ihm tauchte die Großstadt auf. Szabó versuchte nach links auszuweichen, aber das Seitenruder gehorchte nicht. Also nach rechts . . . Ganz langsam drehte die Stadt unter der Maschine weg.

Der Steuermann bemühte sich, sie zum Flugplatz zu führen. Das war schwer bei der geringen Manövrierfähigkeit. Schließlich schälte sich die beleuchtete Landebahn aus der nächtlichen Schwärze. Szabó fuhr das Fahrwerk aus, ging tiefer. Mit einemmal fühlte er, daß er am Ende seiner Kräfte war; seine Hände begannen zu zittern, das todwunde Flugzeug schüttelte sich und hüpfte.

„Ich kann die Maschine nicht mehr halten!" schrie der Major.

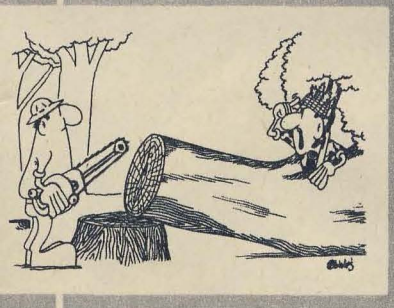
„Gas! Gib Gas!" brüllte der Steuermann zurück. Szabó riß sich aus seiner Erschlaffung, startete durch und flog dann eine unendlich weite Platzrunde, bis die Landebahn erneut vor ihm lag. Jetzt muß ich hinunter, dachte er. Gehe es wie es wolle.

Urplötzlich krängte das Flugzeug nach links über, richtete sich aber wieder auf und kippte dann nach rechts ab. Für einen Augenblick hielten Pilot und Navigator den Atem an. Kam jetzt das Ende?

Doch unter Aufbietung aller Kräfte fing Szabó die Maschine noch einmal ab, trimmte sie notdürftig aus und setzte auf. Mit einem harten Schlag berührte sie die Betonpiste, rollte schräg auf ihr dahin, holperte über eine Rasenbahn, hielt endlich. Noch ehe die Rettungsmannschaft heran war, sprangen die beiden Flieger zur Erde. „Forintos, der Heckschütze . . ." stammelte Szabó.

„Hat sich eben gemeldet – ist gut gelandet!" rief ihm ein Offizier zu. Erleichtert aufseufzend, ließ sich der Major in das weiche Gras sinken.

I. L. U.



# Neues bulgarisches Mützenemblem

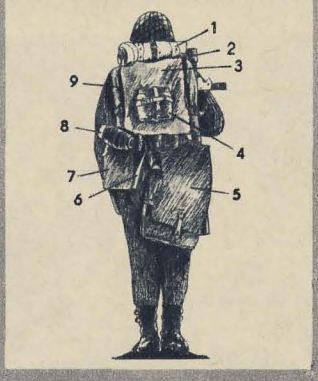
Anstelle des alten Mützenabzeichens (roter Stern auf den Landesfarben weiß, grün, rot) tragen die Angehörigen der Bulgarischen Volksarmee jetzt den traditionellen bulgarischen Löwen an ihren Kopfbedeckungen. Bei der Feldmütze steht er golden auf rotem Untergrund und ist von einem goldenen Kranz mit gleichfarbigem Stern an der Spitze umgeben. Beim Emblem der Schirmmütze bilden die Landesfarben den Untergrund, während Kranz und Stern von einer weißen Rosette eingefaßt sind.

# Kein Seemannslatein

Obwohl die ČSSR als ausgesprochenes Binnenland über keine Seestreitkräfte verfügt, findet man doch hier und da im Straßenbild ihrer Ortschaften Marineuniformen. In ihnen stecken Matrosen der tschechoslowakischen Flußflottille, zu deren Aufgaben es u. a. gehört, den umfangreichen Schiffsverkehr auf der zwischen Ungarn und Österreich durch die ČSSR fließenden Donau zu sichern.

# In voller Montur

Ein vollausgerüsteter polnischer Soldat – in diesem Fall ein Panzerbüchsenschütze – führt zum Felddienstanzug in der abgebildeten Anordnung folgende Ausrüstungsgegenstände auf dem Rücken mit sich: 1 – Schutzumhang; 2 – Waffe; 3 – Sturmgepäck; 4 – Kochgeschirr; 5 – Munitionstasche; 6 – Feldspaten; 7 – Schutzmaske; 8 – Feldflasche; 9 – Zeltbahn.



# Nur über die STRASSE

Ich habe keine Lust! Was soll ich da! Wenn ich das schon höre: Soldatenabend. Bier, Qualm, Lärm, Bier. Und außerdem, ich habe Muskelkater. Manchmal denk ich, ich soll Leistungssportler werden und nicht Sportlehrerin. Ich habe keine Lust, laßt mich in Ruhe! Aber sie geben nicht auf, „Radieschen" und „Emmchen" und „Jumbo".
Nur über die Straße!
Tun wieder mal so, als hinge alles von mir ab. Geht doch schon! Nicht ohne mich? Eine für alle, alle für eine? Das mußte ja kommen. Blöder Schwur. Wenn's Dumas'sche Musketiere wären, die da drüben im Haus der Armee auf uns warteten, ja dann. Aber es sind Kanoniere und Funker und wer weiß was noch. Bier, Qualm, Lärm, Bier. Eine für alle . . . Komm ja schon. Aber nur für eine Stunde, das sag' ich Euch!

Ach du grüne Neune! Das sind ja mindestens fünfzig Soldaten, wenn nicht gar mehr. Und wir sind, Moment mal, glatte zwölf. Das kann ja heiter werden! Warum klatschen sie denn? Gilt das uns? Wenn sie in den Fenstern stehen, pfeifen und rufen sie. Aber hier sind sie im Klubhaus und müssen damit rechnen, daß wir gleich wieder kehrt machen, wenn sie sich nicht benehmen. Außerdem steht da ein Offizier herum, ein, Moment mal, ein Major. Klatscht auch, nickt, begrüßt uns, jede einzeln, als ob er uns schon lange kennt. Seh' ihn zum ersten Mal. Vor einem Tisch voller Bücher steht er. Sicher die Preise, von denen „Radieschen" gesprochen hat. Na dann, schafft euch mal! Spielt gut, die Kapelle. Blaue Uniformen. Woher sind die denn, Feuerwehr? Aha, Transportpolizei. Laienkapelle, spielt gut. Warum tanzt denn keiner? Ach so! Der singt ein selbstgeschriebenes und vertontes Lied. Protestsong. Wie heißt er? Höhne.
„Amis raus aus Vietnam!" Gut das Lied. Einfacher Text, reißt mit, und der Refrain reizt zum Mitsingen. „Amis raus aus Vietnam!"
Aber anschließend tanzt immer noch keiner. Sie gucken nur herüber. Seht euch das an. Die reinsten Musterknaben. Aber am Fenster! Oder geht's hier nach Dienstgrad? Da steht der Major auf, und hinter ihm ist noch ein Offizier. Bloß mich nicht holen, ich habe Muskelkater. Dem Himmel sei Dank. „Radieschen" und „Emmchen" sind gemeint. Doch dann ist der Bann gebrochen. Ein einzigartiges Rennen beginnt. Nur die spurtschnellsten Soldaten haben Erfolg. Hoffentlich ist der Soldat keiner von denen, die jeden Tanz zu einer Abendgymnastik machen. Es geht, tanzt ruhig und gut, der Junge. Und schweigt. Plötzlich redet er doch, fragt: „Gefällt es Ihnen hier?"
Ein bißchen verfrüht die Frage, meine ich und hebe die Schultern. Er nickt. Warum nur? Und schweigt weiter.

Nach dem Tanz gibt es Zettel, Quiz. Das Übliche. Der Major fragt, wir antworten auf den Zetteln. Was will er wissen? Wann die Nationale Volksarmee in den Warschauer Pakt aufgenommen wurde? Wann war denn das? O je! „Radieschen" schreibt. Woher weiß sie das? Da muß ich passen oder spicken. Jetzt Geographie. Da kann er mir kommen, das studiere ich.

**Beim Vierzeiler-Schmieden: Bank, See, grün und Frühling sind unterzubringen. Das Endprodukt: 'Ne Bank am See / ER war noch grün / doch Frühling wars / ach war das schien!**

Drei von den Potsdamer Toren? Mach ich im Schlaf. Sport? Mein Hauptfach. Die bisherigen Friedensfahrtsieger der DDR? Krieg ich zusammen. Da spicken auch andere. Ist ja keine Prüfung! Fortuna soll ich spielen? Also gut, ziehe ich die Sieger der Quizrunde aus den Zetteln mit den richtigen Antworten. Der dritte und der zweite Preis gehen an Soldaten. Erster für Uschi Ebertz. „Radieschen", hat's verdient. Da war nicht Fortuna im Spiel, sondern die Gerechtigkeit. „Madam Bovary" wählt „Radieschen" sich aus.

Die Kapelle ist wirklich gut. Ich müßte was trinken. Bier? Keine Zeit. Das Rennen geht wieder los. Andere Soldaten sind an unserem Tisch. Ob die sich ausgemacht haben, tischweise vorzugehen? Möglich, da kommt jeder mal dran. Alles nur eine Frage der Organisation. Also tanzen wir. Und der Muskelkater! Na, eine halbe Stunde ist vorbei. Lange bin ich nicht mehr hier.

Ob wir das Haus kennen, fragt der Major. Natürlich! Nur über die Straße! Jeden Tag sehen wir's.
Aber wir kennen es nicht, beweist er uns. Nur von außen kennen wir es, das rote backsteinerne Gebäude.
Seit 1864 steht es da. Wurde gebaut für die Herren Offiziere des königlichen „Garde du corps", seiner Majestät Gala-truppe. Auch die Soldaten scheinen das noch nicht zu wissen. Lauschen wie wir. Offizierskasino bis zum Ende des dritten Reiches. Die Wappen sollen wir uns ansehen, an der Decke und an den Wänden des Foyers. Das werde ich tun. Interessant, die Geschichte dieses Hauses. Der Major gibt keine Gebrauchsanweisung für diese Geschichte. Anekdoten erzählt er über irgendwelche preußische stocksteife Oberste. Mit Pferden sind sie sogar in diesen Saal hereingeritten. Orgien! Irgendwo ein Oberst von Zitzewitz steigt da eines Morgens vor diesem Hause auf sein Pferd. Sein Bursche macht ihn aufmerksam, daß er verkehrt auf dem Pferd sitzt. Antwort des Oberst: „Erstens, Kerl, jeht Sie das jar nichts an. Zweitens, wissen ja nich, wo ick hinwill. Und drittens, ick kann ja den Jaul auch noch wenden!" Lachen verbindet. Offizierskasino! Die Soldaten stehen wieder am Tisch. Wir tanzen. Tut meinem Muskelkater ganz gut. ▶

**Die ersten behutsamen Schritte nach einem gewonnenen Wettlauf. Nur die spurtschnellsten Soldaten hatten die Chance auf eine Tänzerin.**

Dann gibt es wieder Zettel. Und dazu vier Worte: Bank, grün, See, Frühling.
Darüber sollen wir einen Zwei- oder Vierzeiler dichten. Einfälle sind das! Versuchen wir's. Gar nicht so einfach.
„Radieschen" schlägt Kollektivarbeit vor. Daß das mal kein Poem wird! Wir rücken zusammen und dichten. Vom Nebentisch kommt ein Soldat mit Stuhl zu uns. Helfender oder Hilfloser? Irgendwo wird gelacht. Sind die schon fertig? Was da wohl herauskommt? Wir schaffen's gerade noch, geben unsere literarischen Ergüsse ab, tanzen wieder.
Danach steht der Major am Mikrofon und liest die besten Verse vor. Auch unserer ist dabei. Lachen, Lachen, Lachen. Den Vogel schießt ein Unteroffizier ab. Er hat geschrieben:
Glaubst Du noch an den Frühling,
an einen hellen See,
oder eine Bank im hohen grünen Klee?
In diesem Jahre? Nee!
„Du mußt geh'n", sagt „Radieschen" plötzlich.
Instinktiv blicke ich auf meine Uhr. Die eine Stunde ist tatsächlich schon überschritten. Vertanzt, verlacht, verdichtet. Ich komme nicht zur Antwort, weil Soldaten kommen. „Darf ich bitten!" Du darfst. Lachen verbindet. Jetzt reden unsere Tänzer, das heißt, sie fragen uns aus. Ich frage zurück. Stade heißt er, Journalist von Beruf, jetzt Funker für anderthalb Jahre. Mitglied eines Zirkels schreibender Soldaten und des Chores seiner Einheit. Auch er ist zum ersten Male hier. Auch er hat Muskelkater. Vom 10-Kilometer-Marsch mit Schutzmaske, Helm und Waffe. Und das schaffen alle? „Die meisten. Wer schlapp macht, dem wird geholfen." Zehntausend Meter. O je! Das muß ein Muskeltiger sein, den er hat. Aber Stade denkt nicht ans Gehn. Und ich werde zum zweiten Male gefragt, ob es mir gefällt.
„Naja", sage ich, „ja."
Und ich denke an die zehntausend Meter und meine zukünftigen Schüler. Sportlehrerin. Da kann ich sie ein bißchen vorbereiten auf diese zehntausend Meter und alles andere, damit keiner schlapp macht.

Ob wir alles mitmachen, will der Major wissen. „Radieschen" antwort für uns alle: „Ja."
Die Soldaten sind munter geworden. Es sind rote Schulterklappen dabei, gelbe, weiße, schwarze. Kenne mich da nicht aus. Weiß nur, daß die mit den roten Schulterklappen die Kanoniere sind. Unser Wohnheim und ihre Kaserne trennt nur eine Mauer. Aber was weiß ich noch von ihnen? Viel nicht. Nicht genug.
Plötzlich stehen drei von den Kanonieren mitten im Saal, vor sich einen Stuhl, auf ihm Stiefel, Helm, Schutzmaske, Kampfanzug. Stille im Saal. Da ruft der Major: „Alarm!" und die drei fallen über die Sachen her, so schnell kann man gar nicht gucken. Daß sich jemand so schnell anziehen kann! Das ist unglaublich. Der erste Kanonier steht schon nach zweiundvierzig Sekunden gestiefelt und gespornt vor uns. Und was es da für Knöpfe gibt und Ösen! Ich würde mich glatt verheddern. Da muß ich klatschen. Das habe ich noch nicht gesehen. Die drei gehen. Nein, viel weiß ich von unseren Soldaten nicht. Viel zu wenig. Vom Zehntausendmetermarsch nichts, von ihrem Tempo nichts. Und ich will Lehrerin werden.
Auf einmal sind die drei wieder da. Wie sehen die denn aus? Unmöglich! Was ist? Wir sollen sie richtig anziehen. „Radieschen" stößt mir den Ellbogen in die Seite und schiebt mich fast vom Stuhl.

Na dann, versuchen wir's. Ich knöpfe an dem Kanonier herum, befestige Bänder und Ösen, lasse ihn die Halbschuhe, die er jetzt trägt, mit den Stiefeln tauschen, drehe ihn hin und her und bin schließlich überzeugt, einen ordentlichen Soldaten aus ihm gemacht zu haben. Irrtum. Den Helm hat er verkehrt auf dem Kopf, und die Schutzmaskentasche hängt an der falschen Seite.
Ist das denn so wichtig?

„Das ist es", belehrt er mich. „Alles hat seinen Platz, seine Ordnung, seine Disziplin. Sonst kann's schiefgehen im Gefecht." Im Gefecht. Wie er das sagt. Als ob er sagt: „Keine Schluderei in der Arbeit!" Eigentlich gut, daß er es so selbstverständlich sagt, finde ich. Und die anderen? Sehn alle so aus, als würde das keiner von ihnen anders sagen, vom Major angefangen, bis zum Funker Stade. Und ich weiß zu wenig über sie. Man sieht sie sich nicht gründlich genug an, hört ihnen nicht genau genug zu, denkt nicht nach über sie, unsere Soldaten. Also tanzen wir! Trotz Muskelkater. Was hat er gesagt? „Marscherleichterung!" wiederholt der Major. Die Soldaten dürfen die Jacken aufknöpfen, das heißt, die Tänzer nur. Jackentanz. Wenn die Musik aussetzt, werden die Jacken von den Soldaten zu

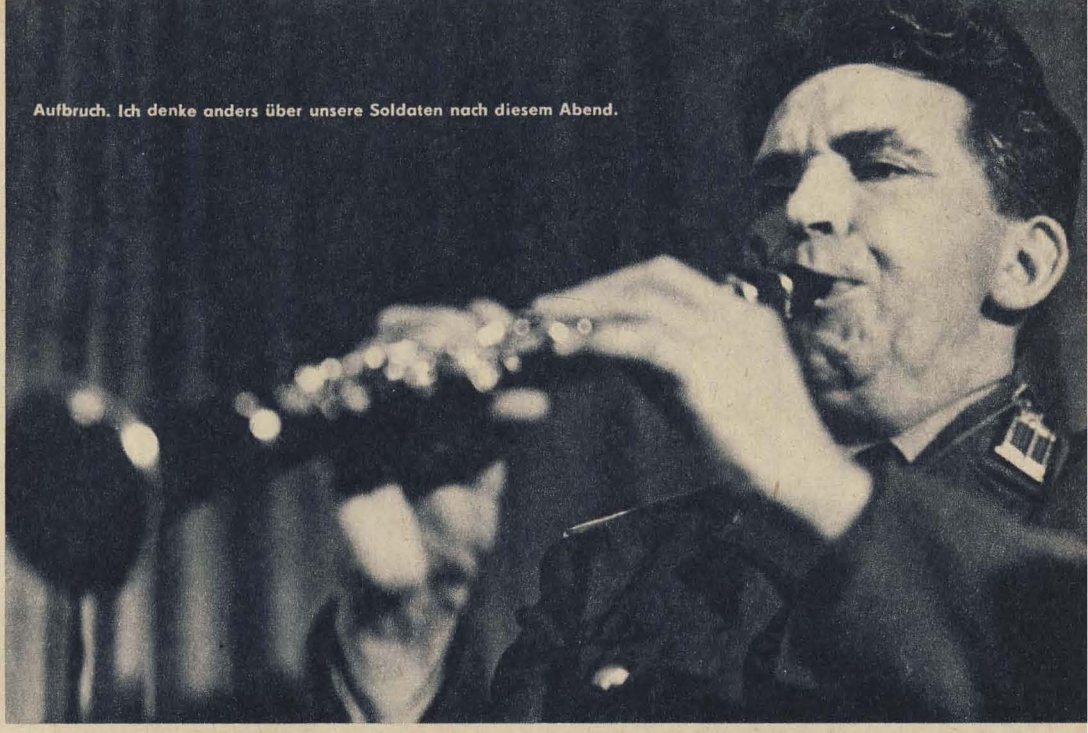
**„Amis raus aus Vietnam!" Ein zündendes Lied mit einem Refrain, der zum Mitsingen reizt. Man läßt sich nicht lange bitten.**

uns gewechselt, und bei der nächsten Unterbrechung ziehen die Soldaten sie wieder über. Das Paar, das jeweils zuletzt fertig ist, scheidet aus. Da ist was los! Da wird angefeuert! Das ist richtiges Alarmtraining für die Soldaten. Schnell sind sie. Viel schneller als wir. Und das Parkett lichtet sich. Auf einmal sind wir nur noch drei Paare. Wer in zweiundvierzig Sekunden ein kampfbereiter Kanonier ist, der kommt auch mit dem Jackenwechsel zurecht. Ich tu kaum was. Er zieht mir die Jacke geschickt herunter und sich selbst im Schwung an, und da sind wir Sieger. Sein Verdienst. Auch die Flasche Wein. Aber er will sie mit mir trinken, kommt an unseren Tisch, und wir trinken sie alle zusammen aus.

Einfälle hat der Major! Singen sollen wir. Jede Einheit, die vertreten ist, soll ein Volkslied oder ein Soldatenlied singen. Auch die Einheit „Studentenwohnheim der Pädagogischen Hochschule Potsdam".
Zehn Minuten Zeit zur Vorbereitung. Uns fallen viele Volkslieder ein. Aber keines von ihnen können wir alle. Da schlägt „Emmchen" ein Soldatenlied vor. Wir haben es manchmal aus der Kaserne herüber gehört. An die Melodie können sich alle erinnern, und der Text ist nach zwei Wiederholungen da. Eine Strophe genügt. Wir singen als erste. Mädchen haben den Vortritt. Wir singen laut. Und die Soldaten lachen. Warum lachen die? Über unser Lied „Am Ausgang eines Dörfeleins"? Haben's doch selber gesungen. Wir haben das doch von ihnen. Stoßen sich in die Seiten und lachen. Aber sie klatschen, wenigstens etwas. Uns folgen die Kanoniere. Sie singen ein selbstgeschaffenes Lied über die Flaksoldaten. Sieger wird die Gruppe der Funker. Von Stade dirigiert, singen sie dreistimmig das Lied „Laßt uns wie Brüder fest zusammenstehen".
Ja, die können was, nicht nur einen Zehntausendmetermarsch unter der Schutzmaske. Sie können auch singen, und lachen und tanzen. Aber wir haben uns blamiert mit unserem „Soldatenlied". Sie singen es nicht mehr, sagen sie, seit ein paar Wochen. Wir werden ja hören.
Ich habe allerhand erfahren über unsere Soldaten. Und ich erfahre noch mehr. Sie können auch schauspielern.
Drei Mädchen von uns suchen sich einen Soldaten, bekommen fünf Minuten Zeit und sollen dann aus dem Stegreif eine Minute lang spielen: „Der Sohn, der seinen Dienst bei der Nationalen Volksarmee antritt, verabschiedet sich von seiner Mutter."
Wir rücken mit unseren Stühlen in der Mitte des Saales zusammen, Publikum und Jury zugleich, und dann betreten die Akteure die Bretter, die die Welt bedeuten. Sie steigern sich. Das letzte Paar spielt am besten. Mir scheint, der Kanonier spielt sich selber. Er kommt immer wieder auf seine Socken zurück, auf die Frage, ob er sie nach Hause schicken oder selber waschen und stopfen soll. Aber wie macht man das, waschen und stopfen?
Die beiden spielen zwei Minuten lang, weil auch der Major vor Lachen vergißt, auf die Uhr zu sehen.

Tanzen wir also wieder. Der Muskelkater ist weg. Die Zeit ist um. Um? Aus? Wirklich? Und da werde ich zum dritten Mal an diesem Abend gefragt, ob es mir gefällt. Das heißt, der Major fragt uns alle, ob es uns gefallen hat. Wir antworten mit Beifall, alle. Es ist dreiundzwanzig Uhr. Die Soldaten brechen auf, rasch. Morgen ist ein neuer Tag mit hartem Dienst, vielleicht

Richtig angezogen wollen sie werden. Schutzmaske rechts oder links? Ist das denn so wichtig?



Aufbruch. Ich denke anders über unsere Soldaten nach diesem Abend.

wieder mit einem Zehntausendmetermarsch für manchen. Lachend brechen wir auf, fröhlich. Den Abend vergessen wir nicht. Wir werden an ihn denken, beim Unterricht, beim Training. Die Soldaten werden an ihn denken bei der Ausbildung, bei ihrem langen Marsch unter der Schutzmaske. Und es wird sicher ein bißchen leichter gehen.

Ich denke anders über unsere Soldaten nach diesem Abend. „Komm", sagt „Radieschen", als wir die Straße überqueren, „nimm mir mal ein Buch ab." Wir haben allein sechs Bücher gewonnen, gute Bücher.

„Hat der Major gesagt, wann der nächste Abend startet?" „Nein", sagt „Radieschen", „hat er nicht." Na, das wird zu erfahren sein. Weit ist es nicht bis zu unserem Haus der Armee. Nur über die Straße.

*Marina Werner,*
*Studentin der Pädagogischen Hochschule Potsdam*

Unsere Rechnung, die Kanoniere mit einem ihrer eigenen Lieder zu schlagen, ging nicht auf. Lachende Dritte aber wurden die Funker.

*Ein Hauptmann, der seine Kompanie auf die Scheibe schießen und zu diesem Zwecke dieselbe an das Tor einer verlassenen Feldscheune befestigen ließ, ärgerte sich sehr über einen seiner Leute, der weder die Scheibe noch das Scheunentor traf. Nachdem alle Anweisungen und Mühen verschwendet waren und der Rekrut immer wieder vorbeischoß, drohte der Hauptmann, ihn zu bestrafen. Der Rekrut war darüber sehr erschrocken und sagte: „Sei nur nich' böse, mei Herr Hauptmann, kommen doch die Feinde nicht alle zum Scheunentor raus. Es kommen auch welche hintenrum, die treff' ich!"*

*Als Arras noch im spanischen Besitz war und die Stadt in den damaligen Kriegswirren vielfach von den Franzosen bedroht wurde, ließen die Spanier über dem Stadttor eine Katze, die eine Ratte verfolgt, in Stein hauen. Eine Inschrift dazu besagte:*

*Les Francois prendront Arras*
*Quand ce chat prendra le rat.*
*(Die Franzosen werden Arras*
*erst nehmen,*
*wenn diese Katze die Ratte*
*fängt.)*

*Trotzdem wurde Arras im Jahre 1640 von den Franzosen erobert. Diese löschten nun von dem Wort prendront das p aus. Jetzt lautete die Inschrift:*

*Les Francois rendront Arras*
*Quand ce chat prendra le rat.*
*(Die Franzosen werden Arras*
*erst zurückgeben,*
*wenn diese Katze die Ratte*
*fängt.)*

*Einem Offizier flog der Hut vom Kopfe, ein Kamerad fing ihn mit dem Degen auf. „Oh!" sagte der erste, „hätten Sie lieber mich, als diesen durchstochen, bei dem Chirurgus habe ich Kredit, aber bei dem Hutmacher nicht."*

*Als Peter der Große Narva einnahm, fand er zu seinem größten Erstaunen den schwedischen Kommandanten, der sich des Angriffs nicht versehen hatte, im Schlafrock. — Glühend vor Unwillen, ergriff der Zar seinen Stock, prügelte den nachlässigen Befehlshaber tüchtig durch und machte ihm die bittersten Vorwürfe, daß er die Interessen seines Königs nicht besser wahrnehme und sich in einer Kleidung antreffen lasse, die im Widerspruch zu der militärischen Bereitschaft stünde.*

*Ein General von nicht eben großem Verdienst, der sich aber durch echte Höflingskunst hoch hinaufgeschwungen hatte, befand sich einmal bei Georg III. im Schloß Windsor mit einigen anderen Gästen. Dieser König hatte bisweilen seltsame Einfälle. Plötzlich rief er jenen General zu sich heran und sagte: „Es kommt mir vor, als wenn wir beide genau die gleiche Kör-*

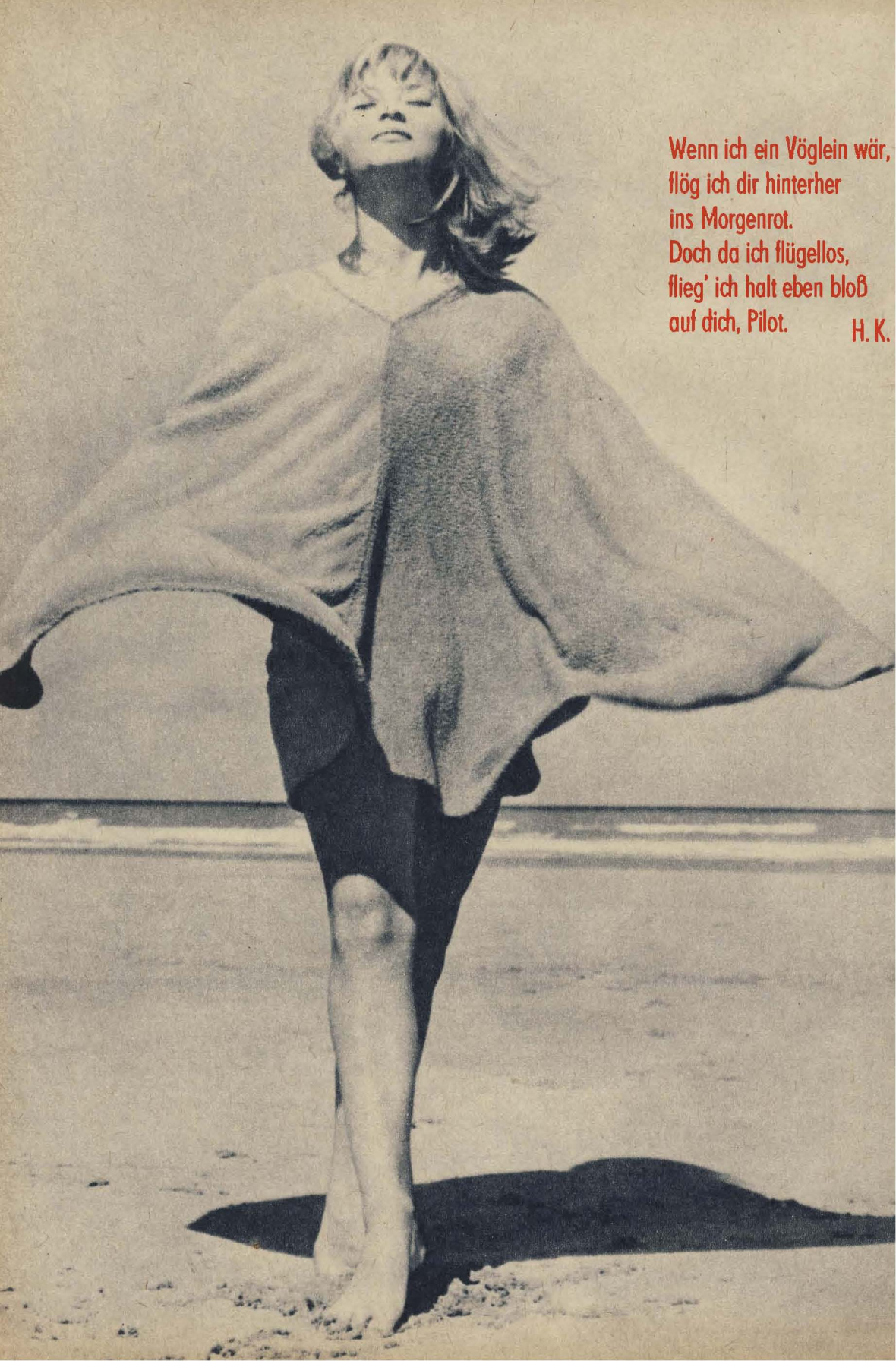
*pergröße haben. Wir wollen einmal messen." Der General stellte sich mit dem Rücken an den des Königs, statt sich aber messen zu lassen, bewegte er den Kopf hin und her, so daß er nicht gemessen werden konnte. Da wurde der König wieder durch etwas anderes abgelenkt und verließ das Zimmer.*
*„Warum standen Sie denn nicht still und ließen sich messen, Herr General?" fragte einer der Anwesenden. – „Ich wußte ja nicht", antwortete der General, „ob der König größer oder kleiner sein wollte als ich."*

*Als die britischen Schiffe auf der Höhe von Trafalgar auf die vereinigte spanische und französische Flotte stießen und die ersten Kugeln flogen, sah der Erste Leutnant von der „Revenge" beim Kontrollgang einen Artilleristen neben der Kanone knien. Eine solche ungewöhnliche Stellung bei einem englischen Seesoldaten überraschte den Offizier, und er fragte den Mann, ob er sich fürchte.*
*„Fürchten?" antwortete der Mann, „nein, ich bete bloß, die feindlichen Kugeln möchten nach demselben Verhältnis verteilt werden wie die Prisengelder: Der Löwenanteil für die Offiziere."*

*Ein Student geriet in der Öffentlichkeit mit einem Soldaten in Streit. „Wofür halten Sie mich?" rief der Student aufgebracht. „Für einen fleißigen Studiosus", entgegnete ruhig der Soldat. „Und ich halte Sie für einen Esel", schrie der Student. „Schade", versetzte der Soldat, „da haben wir uns beide geirrt."*

*Ein Soldat stand vor der Wohnung des erkrankten Obersten Wache. Er brüllte den rundemachenden Offizier mit seinem „Wer da?!" fürchterlich an. Der Offizier verbot ihm das, weil ein solches Gebrülle den Kranken erschrecken könne. Als der Offizier wieder die Runde machte, hatte der Rekrut die Warnung schon längst vergessen. Er schrie sein „Wer da?!" ebenso laut wie zuvor. „Idiot!" rief der Offizier und wollte gerade weitersprechen, doch der Posten unterbrach ihn: „Kann passieren!"*

*Leutnant von Zitzewitz begrüßt frühmorgens freudestrahlend einen Kameraden, der ihm auf der Straße begegnet: „Sie können mir gratulieren, Kamerad, mein Weib ist heute Nacht glücklich niedergekommen. Nun raten se mal womit?" – „Nun, mit einem Sohn?" – „Falsch geraten!" – „Also mit einer Tochter?" Zitzewitz ist erstaunt: „Na so was? Woher wissen Sie denn das schon?"*



Wenn ich ein Vöglein wär,
flög ich dir hinterher
ins Morgenrot.
Doch da ich flügellos,
flieg' ich halt eben bloß
auf dich, Pilot.

H. K.

# Trägerraketen aus dem Baukasten

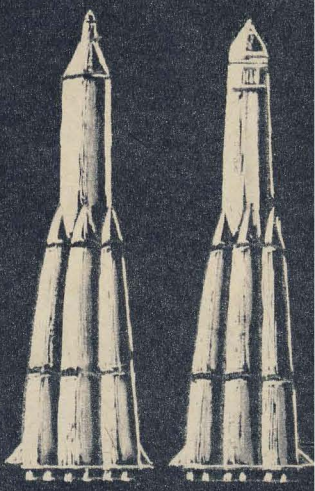
**Von HEINZ MIELKE, Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft**

Die Raumfahrt kostet Geld, sie verlangt einen beträchtlichen Gesamtaufwand an personellen und geistigen Mitteln. Das leuchtet jedermann ein; und dennoch wird oft die Frage gestellt, ob dieser hohe materielle Einsatz gerechtfertigt ist. Inzwischen ist längst an zahlreichen praktischen Beispielen, und davon ausgehend in umfassenden Untersuchungen bewiesen worden, daß sich diese insgesamt recht erheblichen Aufwendungen doch auf vielfältigen Wegen und in anderen Formen zum Nutzen für die menschliche Gesellschaft zurückgewinnen lassen. Wetter-, Navigations- und Nachrichtensatelliten, Erderkundung aus dem Weltraum, Entwicklung und Einführung neuer, hocheffektiver und ökonomisch zukunftsweisender Technologien sowie neuartige Werkstoffe, Forschungsmethoden und anderes stehen schon jetzt jährlich mit Milliardenwerten als positive Posten zu Buche. Unabhängig davon hat jedoch das Prinzip der Sparsamkeit auch im Bereich der Raketen- und Raumfahrttechnik (Trägerraketen, Raumflugkörper, Bodenanlagen) strenge Gültigkeit. Zersplitterte Entwicklungsprogramme oder solche, die wegen ihrer schmalspurigen Konzeption unnötig aufwendig sind, führen in jeder Hinsicht zu beträchtlichen Fehlinvestitionen.

Kostspielige Mehrgleisigkeit und – aus Prestigegründen – forcierte Einseitigkeit in der Programmführung, wie sie in großem Umfang lange Zeit für die US-amerikanische Raketen- und Raumfahrtforschung kennzeichnend waren und teilweise noch heute sind, haben tatsächlich vielfach ein unzutreffendes Bild von den wirklich begründet notwendigen Aufwendungen entstehen lassen. Diese spezielle Entwicklung in den USA ergab sich zwangsläufig aus dem in ihrer imperialistischen Gesellschaftsordnung üblichen rücksichtslosen Profitkampf, der in diesem Fall von den Unternehmen der monopolkapitalistischen Luft- und Raumfahrtindustrie sowie den von ihr beherrschten Kreisen in Regierung und Militärapparat ausgetragen wird. So kam es dort seit 1956 in der Raketen- und Raumfahrttechnik zu zahlreichen aufwendigen Parallelentwicklungen, vor allem auf dem Sektor der kleineren und mittleren Trägerraketen und der einschlägigen Raketentriebwerke, nicht zuletzt weil diese im Raketenrüstungsgeschäft eine beträchtliche Rolle spielen. Als Resultat ergab sich, daß für Satelliten, Mond- und Planetensonden sowie für bemannte Raumfluggeräte insgesamt über ein Dutzend verschiedene Trägerraketentypen oder stärker modifizierte Varianten zum Einsatz kommen oder kamen.

Demgegenüber waren die sowjetischen Raumfahrtwissenschaftler von Anfang an darum bemüht, mit einem weit vorausschauend angelegten und Schritt für Schritt durchgeführten Entwicklungskonzept für Höhenforschungs- und Raumfahrtträgerraketen die in diesem Bereich trotz allem immer noch sehr großen Aufwendungen in vertretbaren Grenzen zu halten. Sie ließen sich dabei von den ökonomischen Prinzipien der sozialistischen Gesellschaftsordnung leiten, die auch für Forschung und Entwicklung eine möglichst hohe Effektivität der eingesetzten personellen, geistigen und finanziellen Mittel verlangt. Bezüglich der raumfahrttechnischen Aspekte gingen sie daher von dem einzig richtigen Gedanken aus, mit einem einmal geschaffenen leistungsstarken und ausbaufähigen Trägerraketengrundtyp für lange Zeit ein möglichst breites, vielseitiges Anwendungsprogramm erfüllen zu können. Unter der Leitung des genialen und leider viel zu früh verstorbenen Chefkonstrukteurs Sergei Pawlowitsch Koroljow (1906–1966) schufen die sowjetischen Spezialisten etwa bis 1957/58 das erste Einsatzmuster dieser fertigungstechnisch äußerst ökonomischen, universellen Raumfahrtträgerrakete. Daneben arbeiteten sie jedoch auch noch mit – allerdings sehr wenigen – Einsatzmustern anderer leistungsfähiger, aber einfacherer Typen.

Die sowjetische Standard-Trägerrakete wurde in einer speziellen Version erstmalig bei den „Wostok"-Raumflügen ab 1961 der Weltöffentlichkeit näher bekannt, nachdem sie schon 1960 den unbemannten „Raumschiff"-Satelliten als Träger gedient hatte und in ihrer Grundauslegung noch früher (1957/59) beim Start der ersten



**Baukastenprinzip und Fließbandproduktion kennzeichnen den sowjetischen Raketenbau. Seit der 1. Versuchsrakete steht die Grundkonzeption „in Dienst", variiert in der Stufenteilung: zweistufig, dreistufig mit mittelenergetischer Oberstufe, dreistufig mit hochenergetischer Oberstufe. Die Zeichnung veranschaulicht dieses Prinzip.**
**Von links nach rechts: Versuchsmuster; Sputnik 1; Sputnik 2; Sputnik 3; Lunik 1–3; Wostok; Luna, Venus, Molnja; Woßchod 1–2; Sojus.**

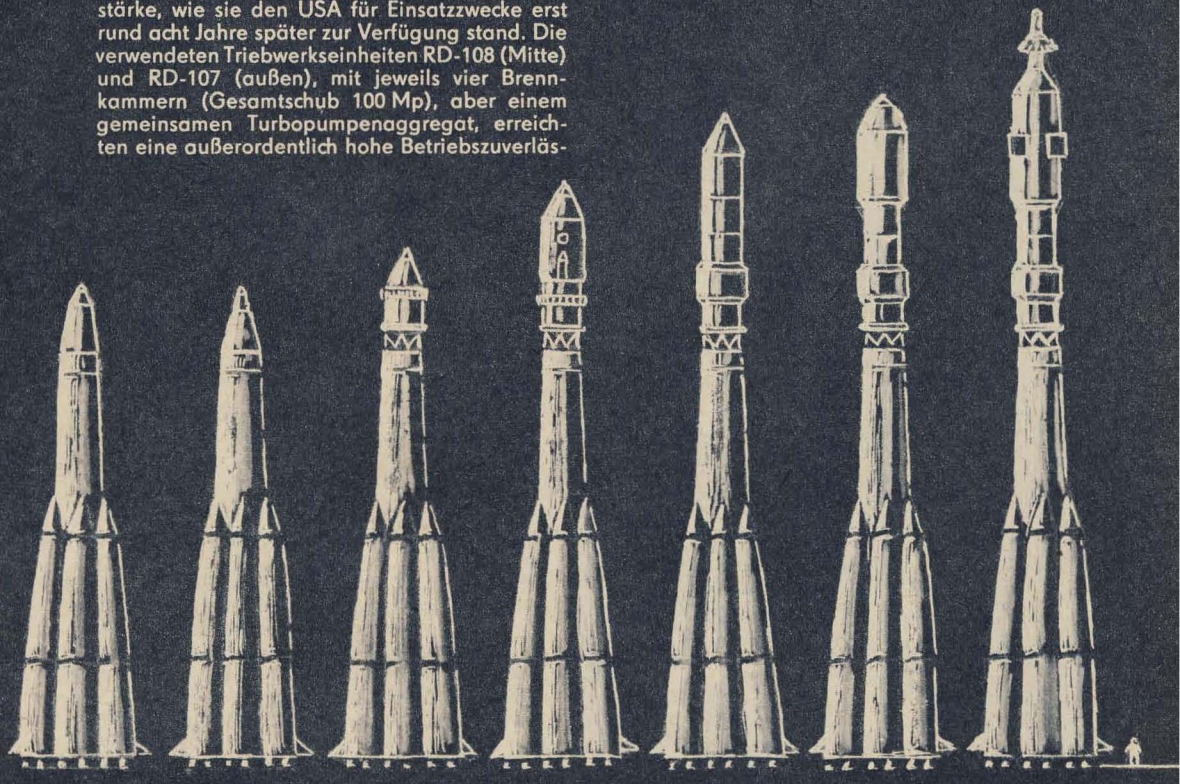
Zeichnung: Hans Räde

Meßsatelliten und der ersten Mondsonden benutzt wurde.

Das grundlegende Konstruktionsprinzip des mehrstufig-variablen Raketensystems ist dabei von bestechender Einfachheit und technologischer Ökonomie. Darüber hinaus kommt es den anfangs gestellten Forderungen nach universeller Ausbaufähigkeit bei hoher Antriebsleistung in hervorragender Weise nach. Mit seinen verschiedenen Ausbauvarianten stellt es sozusagen eine ideale „Baukasten"-Rakete dar. Ihre leistungsmäßige Grundauslegung läßt sich auf die speziellen Antriebsforderungen eines Raumflugunternehmens durch Variation der Stufenteilung und konstruktiv organisch angepaßten Oberstufen optimal abstimmen. So wurden beispielsweise schrittweise Steigerungen der Nutzmassekapazität für erdnahe Umlaufbahnen in der Größenordnung von 1 : 80 und noch darüber möglich.

Den entscheidenden Schritt im Grundentwurf bildete die Auslegung der ersten beiden Antriebsstufen. Um der Rakete die beabsichtigte lange Gebrauchszeit für ein vielseitiges Einsatzprogramm zu geben, mußte sie auf jeden Fall einen möglichst hohen Startschub erhalten. Die bekannte Lösung mit einer zentralen Antriebseinheit (Länge 28 m, größter Durchmesser 2,95 m) und vier außen angesetzten, abtrennbaren Antriebseinheiten mit kegelförmigen Treibstoffbehälter-Zellen-Konstruktionen (Länge 19 m, größter Durchmesser 3 m) brachte tatsächlich mit 510 Mp Startschub eine Antriebsstärke, wie sie den USA für Einsatzzwecke erst rund acht Jahre später zur Verfügung stand. Die verwendeten Triebwerkseinheiten RD-108 (Mitte) und RD-107 (außen), mit jeweils vier Brennkammern (Gesamtschub 100 Mp), aber einem gemeinsamen Turbopumpenaggregat, erreichten eine außerordentlich hohe Betriebszuverlässigkeit. Doch nicht genug damit: Sie erreichten mit 3200 m/s auch einen für den frühen Entwicklungszeitraum (1954/57) ungewöhnlich hohen spezifischen Impuls für Treibstoffkombinationen auf Flüssigsauerstoff-Kohlenwasserstoffbasis.

Das besondere Stufenteilungsprinzip, bei dem zunächst als erste Stufe alle fünf Antriebseinheiten arbeiten und dann, nach Verbrauch der Treibstoffe in den Außeneinheiten und deren Abtrennung, die zentrale Einheit weiter brennt, machte es möglich, mit zwei Antriebsstufen einen Raumflugkörper mit einer Masse von maximal einigen hundert Kilogramm in eine Umlaufbahn zu bringen. Mit einer aufgesetzten Drittstufe, deren Leistungsauslegung ständig erhöht werden konnte, wurde schließlich – bei gleichem Grundstufensystem (!) – eine Steigerung der Nutzmasse für erdnahe Satellitenbahnen bis auf etwa 6800 kg erzielt. Damit ließ sich über mehr als ein Jahrzehnt lang ein über alle Teilbereiche raumfahrttechnischer Anfangserprobungen führendes, breites Programm abwickeln. Es reichte von Sputnik 1 über „Wostok" und „Woßchod", bis zu den jüngsten Experimenten mit Sojus-Raumfahrzeugen. Neben neu entwickelten Trägersystemen mit wesentlich höherem Startschub (z. B. „Proton"-Trägerrakete), die zu gegebener Zeit und für spezielle Aufgaben eingesetzt werden, wird diese Standard-„Baukasten"-Rakete sicher noch für einige Zeit einen wichtigen Platz in der sowjetischen Raumfahrttechnik einnehmen.



Wer die Wahl hat, hat die Qual.
Nach den äußerlichen Attributen zu urteilen, mag Jürgen Wittdorfs „Adonis“ einen Reiz daran finden, das Ärmelzeichen mit dem „Feuerstuhl“ zu tragen und damit die Laufbahn Nr. 5 einzuschlagen: Kommandantendienst. Jedoch könnte es auch sein, er reflektiert mehr auf die Nr. 14, den kfz.-technischen Dienst, oder gar auf die Kieler Bluse mit dem Laufbahnabzeichen Nr. 35, einem roten Rad auf blauem Grund, Symbol für die Kraftfahrer der Volksmarine. Wofür also soll er sich entscheiden, wenn er vor

# WAFFEN-GATTUNG NACH WUNSCH?

## Die aktuelle Umfrage

die Musterungskommission tritt? Und: Welche Möglichkeiten hat er überhaupt, eigene Wünsche geltend zu machen?
Björn Hennigs, Baufacharbeiter aus Wriezen, möchte gern „Panzerfahrer werden“, aber ohne sich auf drei Jahre zu verpflichten. Udo Tiek, gegenwärtig noch in der Drogistenlehre, sieht sich im Geist schon „mit dem orangefarbenen Barett des Fallschirmjägers über den Berliner Marx-Engels-Platz paradieren“. Zur „Artillerie, der ganz schweren“, wollen die beiden

Leichtgewichte (62/63 kg) Peter Ausborn und Hans Kas, zwei zukünftige technische Zeichner. Karljochen Limartz möchte statt als Sachbearbeiter Büroluft viel lieber als „Matrose frische Seeluft atmen". Harald Prokoppa dagegen will nach Möglichkeit „im Fach bleiben" und deswegen als Betonbauer „zu den Pionieren". Ebenso sieht der Fernmeldemechaniker in spe Gerhard Valenta seine militärische Perspektive „berufsbezogen bei den Nachrichtentruppen".

Die Aufrechnung der Waffengattungs-Wünsche von 107 jungen Männern, die AR befragte, ergibt, daß 18% das Matrosenblau und 15% die Waffenfarbe der Luftstreitkräfte tragen möchten; 13% zieht es zu den Panzertruppen, 12% zum Kraftfahrzeugtechnischen Dienst und 11% an die Nachrichtengeräte; 10% sähen sich gern als Grenzsoldaten, 7% als Fallschirmjäger und 4% an den Geschützen der Artillerie; jeweils 2% möchten zu den mot. Schützen, den Pionieren und Aufklärern; 1% interessiert sich für die chemischen Dienste und nur 3% äußern keine speziellen Wünsche. Vielleicht, weil sie mit dem Berliner Zimmermannslehrling Alfred Holweger meinen, daß „man ja doch nicht danach gefragt, sondern einfach irgendwohin verfrachtet wird"? Irgendwohin sicherlich nicht, sondern dahin und in jene Waffengattung oder Teilstreitkräfte, wo der einzelne gebraucht wird. Denn wenn auch danach gestrebt wird, möglichst eine Deckungsgleichheit zwischen den persönlichen und gesellschaftlichen Interessen zu erreichen, stehen doch die gesellschaftlichen im Vordergrund – dieweil es eben in der modernen sozialistischen Landesverteidigung in weit höherem Maße mot. Schützen geben muß als beispielsweise in der o. g. Befragung ausgewiesen . . .

Sich etwas wünschen und im Hinblick auf seinen Wehrdienst von einer bestimmten Waffengattung oder Spezialverwendung träumen, ist zunächst einmal gut. „Und im Grunde bereits ein Schritt zur gezielten Vorbereitung auf das Soldatsein", fügt Oberstleutnant Werner Rikkert hinzu. Aber: „Träume sind nicht Taten. Ohne Arbeit wird dir nichts geraten!" sagte schon Ernst Moritz Arndt.

Träume sind Schäume, wenn z. B. der Klassenletzte in Physik meint, Tastfunker werden zu können. Oder der technisch Unkundige sich bereits als Militärkraftfahrer sieht, oder der Nichtschwimmer als Taucher, oder der gerade so bis zur 7. Klasse Gekommene an Bord eines Raketenschnellbootes, oder der sportlich Ungeübte bei den Fallschirmjägern . . .

Also doch keine Qual der Wahl, weil gar keine Möglichkeiten zur Wahl?

Major Siegfried Uckrow antwortet hierauf mit „Ja und Nein". Er erklärt diese zunächst etwas widersprüchlich klingende These: „Mit 14, 15 oder 16 hat jeder Junge noch weitaus größere Möglichkeiten, sich die Truppe seiner Wahl auszusuchen – auch wenn (oder: gerade weil!) er bis zur Musterung oder gar bis zur Einberufung noch einige Jahre Zeit hat. Aber darauf kommt es eben an: diese Zeit zu nutzen! Bei der Musterung zu sagen, ich möchte dahin oder dorthin, ohne dafür vorbereitet zu sein und entsprechende Voraussetzungen mitzubringen, hat wenig Aussicht auf Erfolg." Dazu ein Beispiel von Hauptmann Kurt Benz: „Hoffnungen auf die Volksmarine kann sich also nur machen, wer den körperlichen Anforderungen für den Dienst an Bord entspricht, mindestens den 10-Klassen-Abschluß hat und berufliche Vorkenntnisse besitzt, die dieser Laufbahn dienlich sind – etwa einen Metall-, Elektro- oder maritimen Beruf. Aber auch dann steht es noch sehr in Frage, ob wir ihn für die Volksmarine mustern können, denn an Bewerbern mangelt es gewiß nicht. Folglich wird weiter entscheiden, ob und mit welchen Ergebnissen er an der GST-Ausbildung für die maritimen Laufbahnen teilgenommen und sich Kenntnisse in der seemännischen Grundausbildung sowie in der Navigation, der Schiffsmaschinentechnik, dem Seefunk o. ä. er-

worben hat. Um Irrtümer zu vermeiden, sei zudem gesagt, daß in den fahrenden Einheiten nur Soldaten auf Zeit dienen."

Auch was die Waffengattung nach Wunsch angeht, ist jeder seines Glückes Schmied. Wohin einst die Reise gehen wird, bestimmt er weitgehend selbst. Die Fahrkarte erwirbt man durch aktive Mitarbeit in der GST – und indem man dort möglichst wenig „Fahrkarten" schießt. Siehe den Gefreiten Jürgen Mühler: „Schon als Junge habe ich mit der Luftbüchse 'rumgeballert, Spatzen geschossen und so. An so 'nem GST-Schießstand habe ich mir mal 'nen ganzen Blumenstrauß zusammengeschossen. Da sagten die: ‚Mensch, komm doch zu uns!' Ich hin. Fuffzehn war ich da. Später wollte ich mal Scharfschütze werden. Über drei Jahre war ich bei der GST. Habe dort noch besser schießen gelernt, dazu das Theoretische. Und dann natürlich, warum wir das alles machen. Heute bin ich Scharfschütze. Die meisten, die damals in unserer Gruppe waren und jetzt bei der Fahne sind, haben die Schützenschnur. Ich schon zweimal."

Für 65 von 76 ehemaligen GST-Mitgliedern und derzeitigen Soldaten, die AR um Auskunft bat, war die vormilitärische oder wehrsportliche Ausbildung in der GST das Sprungbrett zu ihrer jetzigen militärischen Aufgabe in der Nationalen Volksarmee. Unteroffizier Johannes Trümpel, GST-Funker, ist heute Truppführer. Obermatrose Lars Windisch, der die Arbeit mit dem Sextanten schon bei der GST-Seesport gelernt hat, koppelt nunmehr den Kurs auf einem Schiff der Volksmarine. Ursprünglich hatte Unteroffizier Günter Lehnert „gar keine größere Funktion im Auge, sondern wollte als Militärkraftfahrer nur auf dem ‚Bock' sitzen und einen URAL fahren"; doch da er sich bei der GST und auch beruflich „gut darauf vorbereitet" hatte und „bald Spaß an größeren Aufgaben im kfz.-technischen Dienst fand", entschloß er sich, „fünf Jahre zu machen und Kfz.-Gruppenführer zu werden". Was er derzeit ist, und gewiß kein schlechter. Dafür sprechen die Klassifizierungsspange und zwei Bestenabzeichen. Und so urteilt sein Kompaniechef, Oberleutnant Rudi Hellmich: „Genosse Lehnert hat in der GST viel gelernt – technisch, aber auch gesellschaftliche Zusammenhänge. Er versteht sein Fach aus dem Effeff, kann den Genossen etwas vormachen und ist in der Lage, seine Gruppe auch politisch zu führen, ihnen klarzumachen, warum sie Soldat sind und was das von ihnen verlangt. Überhaupt zahlt sich gerade bei uns, den Militärkraftfahrern, aus, was die GST geleistet hat. Bei der letzten Einberufung hatten erstmals alle Neuen die Fahrerlaubnis Klasse V." Im wesentlichen kann deshalb hier – nach der Forderung von Armeegeneral Heinz Hoffmann – die „Grund- und Spezialausbildung dort anknüpfen, wo die GST aufgehört hat".

Die Plätze für zukünftige mot. Schützen und Funker, Fernschreiber und Taucher, Militärkraftfahrer und Matrosen, Flugzeugführer und Fallschirmjäger – um die gegenwärtigen Laufbahnausbildungen zu nennen – werden in der Gesellschaft für Sport und Technik gebucht. In einigen Wehrsportarten, erläutert Generalmajor Günter Teller, „beginnt sie bereits mit dem 14. Lebensjahr, besonders in der fliegerischen, maritimen und nachrichtentechnischen Ausbildung". Die frühzeitig begonnene und bis zum wehrpflichtigen Alter betriebene GST-Ausbildung bildet die Voraussetzung, „später in den entsprechenden Laufbahnen der Nationalen Volksarmee eingesetzt zu werden". So ist die Waffengattung nach Wunsch beileibe kein Wunschtraum – sofern man sich rechtzeitig darauf vorbereitet.

*Karl Heinz Freitag*

## Dienstlaufbahnabzeichen der NVA

**Landstreitkräfte: 1. Fallschirmjäger; 2. Panzer; 3. Artillerie; 4. Pioniere; 5. Kommandantendienst; 6. Panzertechnischer Dienst; 7. Artillerie- und Waffentechnischer Dienst; 8. Militärtransportwesen; 9. Aufklärer; 10. Chemischer Dienst; 11. Nachrichten; 12. Funkortung; 13. Schirrmeister; 14. Kfz.-technischer Dienst; 15. Feuerwerker; 16. Nachrichtentechnischer Dienst; 17. Medizinischer Dienst; 18. Justizdienst. Volksmarine: 19. Seemännische Laufbahn; 20. Ing.-technische Laufbahn; 21. Küstendienstlaufbahn; 22. Verwaltungslaufbahn; 23. Medizinische Laufbahn. Abzeichen der Sonderausbildung für Matrosen und Maate: 24. Navigation; 25. Sperr; 26. Torpedo; 27. Signal; 28. Ortung; 29. E-Technik; 30. Mot.-Technik; 31. Taucher; 32. Funk; 33. Fernmelde; 34. Artillerie; 35. Kraftfahrer; 36. Pionier. Luftstreitkräfte/Luftverteidigung: 37. Flugzeugmechaniker; 38. Fallschirmdienst; 39. Kanoniere der Luftverteidigung; 40. Flugzeugversorgungstechnischer Dienst; 41. Waffentechnischer Dienst; 42. Pioniere und Flugplatzwartungsdienst; 43. Meteorologen. Grenztruppen: 44. Diensthundeführer; 45. Bootsführer; 46. Bootsmaschinist; 47. Decksmann; 48. Taucher; 49. Pioniere; 50. Wiedergabemechaniker; 51. Waffentechnischer Dienst.**

# „MEKKA der Panzerwaffe“

**„In Munster geht es lustig her,
dort gibt es wenig Mädchen,
nur recht viel Militär.“**

**So begann man vor 75 Jahren zu singen.
Heute ist der Truppenübungsplatz Munster
die zweitgrößte Garnison der Bundeswehr.
Und wenn man genau hinhört,
erfährt man: Es ist das alte Lied,
das da in Munster gespielt wird.**

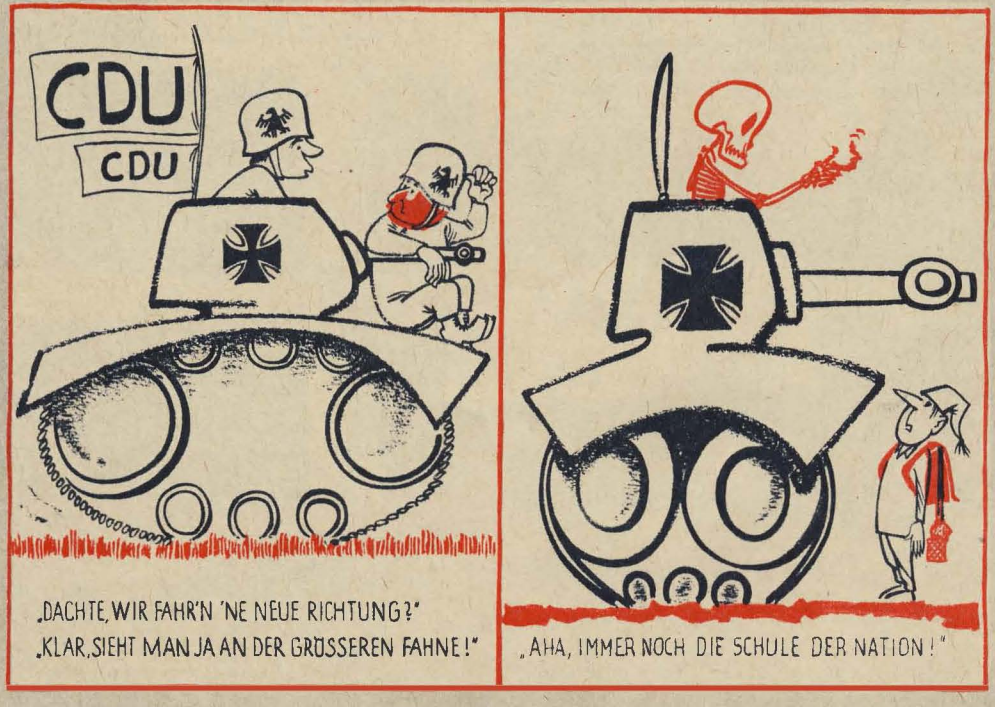
Es ist unbestritten – Hauptmann Wilcken Dürre hat sich um die Beziehungen zwischen Bundeswehr und Steinzeit sehr verdient gemacht. Er ist Chef der Panzerjäger-Unteroffiziers-Lehrgangs-Inspektion an der Kampftruppenschule III zu Munster. In seiner freien Zeit setzte er sich an die Spitze einer Gruppe gleich ihm archäologiebeflissener Soldaten. Auf dem niedersächsischen Truppenübungsplatz Munster – genauer gesagt Munster-Nord und Munster-Süd – bot sich ihnen ein weites Betätigungsfeld. Aus zwölf Großgrabungen konnten sie rund 5 500 Einzelobjekte – datiert von der jüngsten Eisenzeit bis 600 000 Jahre zurück in die Eiszeit – aus dem Heideboden buddeln. Das geschah neben der Ausbildung von 200 Unteroffiziersanwärtern, die in dreimonatigem Turnus die Panzerjäger-Unteroffiziers-Lehrgangs-Inspektion passieren und im Sand der Lüneburger Heide zweifellos andere Spuren hinterlassen als weiland die alten Germanen.

Seit im Jahre 1892 das Infanterieregiment 91 Oldenburg die ersten Spatenstiche zum Munster-Lager tat, haben dort vier deutsche Armeen das Pulver auf die Pfanne geschüttet. „Der Truppenübungsplatz ist ... übersät mit intakten und gesprengten Bunkern, mit Geschossen zumeist alten Herstellungsdatums, die entschärft an jeder Ecke herumliegen." („Rheinische Post" 12. 6. 70.)
Einer der in der Reichswehrzeit errichteten Beobachtungsbunker für leitende Stäbe trägt auf seiner gasometerähnlichen Außenhaut die weithin leuchtende, offensichtlich in jüngster Zeit sauber nachgezogene Aufschrift „Hindenburg".
Womit wir gleich wieder in der Steinzeit wären. Denn auch jener Hauptmann Dürre schultert Schaufel, Kelle und Pinsel in der „Hindenburg-Koserne", eben dem Sitz der Kampftruppenschule III. Ein Denkmal in Stein also jenem kaiserlichen Generalfeldmarschall und späteren Steigbügelhalters Hitlers, der nur das Exerzierreglement und die Bibel kannte und dem – nach eigenen Worten – der erste Weltkrieg wie eine „Badekur" bekam. Was Wunder dann auch, daß im Vorraum des Stabsgebäudes – wie übrigens in allen Munsteraner Kasernen – Flaggen und Standarten von Divisionen des Kaisers und Hitlers hängen. Was Wunder auch, daß sich auf dem Kasernengelände ein Gedenkstein für die Panzerjäger der Wehrmacht befindet, an dem sich in trauter Umgebung alljährlich die „alten und jungen Kameraden" zum „Panzerjägertag" versammeln ...

## Vom „Waldkater" zum „Marder"

So ist also unter den 7000 zu Munster stationierten Soldaten die Vergangenheit Gegenwart. Sie trägt nur etwas atlantische Tarnfarbe. Die Hauptvergnügungsstraße der Stadt gilt im Truppenjargon als „NATO-Straße", und sie weist neben den „Tivolis", „Blauen Grotten" und „Zur Erholung" auch einen „Western-Saloon" auf, was entschieden NATO-zünftiger klingt als der ehemalige „Waldkater".
Draußen im Lager aber ist man bei Raubtieren geblieben. Die Kampftruppenschule II (Panzer) logiert in der „Panther-Kaserne", und der in ihrem Bereich befindliche „Ehrenhain" trägt für jede ehemalige gepanzerte Division des Nazi-Heeres und der Waffen-SS einen Gedenkstein. Flankiert von zwei Original-„Panzern II", dem beim Überfall auf die Sowjetunion neusten Typ, fahren also bei markigen Traditionsfeiern auch die späteren „Tiger" und „Königstiger", „Hetzer", „Luchse" und „Panther" im Geiste auf.
Außerdem hat jede Panzerdivision der Nazis an der Kampftruppenschule II ihren Traditionshörsaal, weil Traditionspflege dem Soldaten helfe, „einen festen Standort zu gewinnen". So der Kommandeur des Panzer-Lehr-Bataillons 93, Major Scharkowski. Daß dieser „feste Standort" zu den einst zeitweilig gewonnenen Standorten führen soll, offenbart auch die Dekoration des Traditionshörsaals der 7. Panzerdivision der Wehrmacht. Da ist auf Tafeln genau nachgezeichnet und durch Bilder illustriert der „Marschweg" der 7. Panzerdivision. Genannt sind

Zeichnungen: Klaus Arndt



Namen wie Witebsk, Minsk, Olita und Belgorod. Übrigens wurde die 7. Panzerdivision bis zum Sommer 1944 von General von Manteuffel kommandiert, der nach 1945 zu den geistigen Vätern der Bundeswehr gehörte. Ein westdeutsches Gericht mußte ihn später – und das will schon etwas heißen – wegen der Ermordung eines deutschen Soldaten zu einer Gefängnisstrafe verurteilen.

Deshalb griff man offiziell auf den Namen des Nachfolgers Manteuffels zurück: Das Panzer-Lehr-Bataillon 93 lehrt in der „General-Schulz-Kaserne" wie man Aggressionen durchführt. Es hat übrigens auch den Panzer „Leopard" im Truppenversuch erprobt.

Aber das ist bereits wieder einige Jahre her. Jetzt ist vor allem der kleinere Bruder des „Leoparden" im Gespräch, der neu entwickelte Schützenpanzerwagen „Marder", der laut Westpresse „Generalsherzen höher schlagen" läßt.

## Der Apfel fiel nicht weit vom Stamm

So ist Munsterlager die Wiege aller gepanzerten Fahrzeuge der Bundeswehr. Es ist das „Mekka der Panzerwaffe", schreibt begeistert „Die neue Feuerwehr", das Organ der Traditionsgemeinschaft Panz.-Korps „Großdeutschland". Was Wunder, daß auch immer wieder gefordert wird, eine Kaserne nach jenem Generaloberst Guderian zu benennen, der drüben als der „Schöpfer" der „deutschen Panzerwaffe" gerühmt wird. Bonn zögerte bisher nur aus optischen Gründen. Immerhin gehörte Guderian auch jenem „Ehrengerichtshof" an, der nach dem mißglückten Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 einige Generalskollegen über die Klinge springen ließ.

Aber Kasernennamen oder nicht, jedenfalls ist Guderians Sohn Heinz heute General der Kampftruppen im Kölner Truppenamt und für die Panzerwaffe verantwortlich. Seine Devise: „Panzer sind für den Angriff."

Erprobt wurde der bereits wenige Wochen nach der israelischen Aggression gegen die arabischen Staaten auf dem Gelände der „Großen Heide" (Truppenübungsplatz Munster-Nord). Am 18. Juli 1967 überzeugte sich die Bonner Führungsspitze angesichts eines Manövers der Panzer-Lehr-Brigade 9 von der Entschlossenheit der Bundeswehr zu „Faustpfand-Unternehmen" israelischen Modells. Zur gleichen Zeit erklärte der Ex-Generalleutnant Meyer-Detring in der offiziösen Münchner Zeitschrift „Wehrkunde" Faustpfandunternehmen und Stellvertreterkriege in „Berlin und an deutschgesicherten Teilen der Demarkationslinie" für möglich.

## Der „lautlose Tod" in Munster

Daß derartige Aktionen nicht nur von Panzerstoßgruppierungen auszuführen wären, deren Struktur auch auf Munsteraner Heidesand ausgebrütet wurde, macht „E 53" deutlich.

In der „Erprobungsstelle 53" wird unter Auswer-

tung der Vietnam-Erfahrungen der USA-Armee der „lautlose Tod" erprobt. Auf den Einsatz chemischer Kampfmittel ist die Bundeswehr in den letzten Jahren intensiv technisch vorbereitet worden. Eine Reihe von Waffensystemen, darunter der neue reaktive Werfer, ist für den Verschuß chemischer Kampfmittel geeignet, die „E 53" an Tieren erprobt. Meerschweinchen und Ratten werden mit genau bemessenen Mengen betupft; die Stoppuhr hält die Zeit bis zum Eintritt des Todes fest.

Zwischen Munster und Breloh lagern in Bunkern aus dem zweiten Weltkrieg etwa tausend Tonnen des chemischen Kampfstoffes Schwefel-Lost, ein die Haut zerfressender und Tod durch Atemlähmung verursachender Giftstoff.

Über Lostfladen hinweg donnern auf dem Heideboden bei Munster Panzer- und Panzergrenadiereinheiten in voller Ausrüstung und trainieren den Ernstfall des BC-Krieges, wie er seit dem Gasangriff von Ypern in Belgien warnend in den Annalen der Geschichte steht. Insgesamt wurden im ersten Weltkrieg 800 000 Menschen durch Giftgas getötet, eine Teilbilanz des Leides, mit dem die Hindenburgs die Welt am (imperialistischen) deutschen Wesen genesen lassen wollten.

*

Es ist also das alte Lied mit Munsterlager! Was Wunder also auch, daß an der Kampftruppenschule II dem Herrn Manstein zu seinem 80. Geburtstag ein „Großer Zapfenstreich" dargeboten wurde. Manstein war jener Generalfeldmarschall, der seine Unfähigkeit zur Einschätzung des gesetzmäßigen Verlaufs der Geschichte in dem Buch „Verlorene Siege" verlegen ließ.

Wenn's ein drittes Mal fehlschlägt, hätte natürlich das Klima, der „General Winter", ein weiteres Mal schuld zu sein, obwohl der „Leopard" nicht nur im Heideland von Munster, sondern auch unter arktischen Verhältnissen in Kanada erprobt wurde.

Schmerzlich beklagt in diesem Zusammenhang die bereits zitierte „Neue Feuerwehr" den Verlust von „Wünsdorf bei Berlin", wo einst Nazi-Panzer die Ouvertüre für das Drama durchspielten, nach dem die „Roten bei Tag und Nacht" geschlagen werden müssen. Die Partitur hat sich bis heute nicht verändert, nur die Dirigenten und Instrumente sind verändert worden, und der Proberaum wurde zwangsweise nach Westen verlegt.

Und diese alte Melodei spielt auch der Hauptmann Dürre von der Panzerjäger-Unteroffiziers-Lehrgangs-Inspektion mit. In seiner guten Stube steht ein tönerner Henkeltopf aus einem eisenzeitlichen Urnenfriedhof, 2 500 Jahre alt und aus 220 Scherben in sechswöchiger detektivischer Kleinarbeit zusammengesetzt.

Sie sollten es drüben bei diesen Scherben belassen. Den größten Teil Europas in die kapitalistische Steinzeit zurückrollen zu wollen, hieße die archäologische Fundgrube um weitere, um neuere Reste zu bereichern. Aggressoren werden auf ihrem eigenen Boden geschlagen. Ihre Pläne sind auf Sand gebaut. Und davon gibt es in Munsterland ja mehr als genug.

*Heinz Henze*

**Auf der Lüneburger Heide . . . 1959 mit importierten, heute mit Waffen aus eigener Rüstung. Dennoch: Obwohl 1959 aufgenommen, ist das Bild symbolisch für 1970. Die Bildung von Panzer- und Hubschrauberverbänden ist der Kern der gefährlichen Umgliederung der Bu-We.**

**J. C. Schwarz**

Am 17. Februar 1869 findet in Madrid in der großen Stierkampfarena der erste große Stierkampf des Jahres statt, der zugleich der erste seit der Entthronung und Vertreibung der Königin Isabella, seit den stürmischen Ereignissen des Jahres 68 ist. Der Führer des Umsturzes, Marschall Prim, Diktator, Ministerpräsident und Kriegsminister in einer Person, sitzt mit seinem Gefolge in der königlichen Loge, von deren Brüstung man das Wappen der Königsfamilie entfernt hat. Er klatscht mit den Fingerspitzen und einem gezwungenen Lächeln Beifall, weil soeben der berühmte Matador El Pasquillo mit einem einzigen sicheren Stoß seinen spitzen Degen dem Stier in den Nacken jagte und man in solchen Fällen in Spanien Beifall zu klatschen pflegt. Prim zeigt sich der Öffentlichkeit auf diesem ersten großen Frühjahrsspiel, weil er die Gunst des Volkes braucht, ohne im entferntesten der republikanischen Stimmung des Volkes Rechnung tragen zu wollen. Spiele wird er ihnen geben und ein wenig trockenes Brot, wie es die römischen Imperatoren taten. Und vor allen Dingen wird er ihnen ein Idol vorsetzen, einen neuen spanischen König, den sie anbeten dürfen, während er selbst, Prim, als Ministerpräsident die Geschicke des Landes lenken wird.

Aber es will keiner den wackligen Thron Spaniens besteigen. Die Spanier sind ein unruhiges Volk. Es gab Aufstände in den letzten Jahren, blutige Kämpfe. Sie wollen sich befreien, absolutistisches und katholisches Joch abschütteln. Im vorigen Jahr, als Königin Isabella abdanken mußte, ist es zur Gründung einer Arbeiterorganisation in Madrid gekommen, der „Spanischen Sektion der I. Internationale".

Prim versucht zwar, diese Dinge als Bagatellen hinzustellen, aber alle von ihm in Aussicht genommenen Thronprätendenten, die Prinzen von Orléans, italienische Prinzen, ja sogar der König von Portugal dankten höflich für die ihnen zugedachte Ehre und verspürten keinen Appetit auf den spanischen Thron. Sie lehnten Prims Angebot ab. Auch im spanischen Adel gibt es niemanden, der Lust hätte, sein Wappen an der Königsloge in der großen Madrider Stierkampfarena befestigen zu lassen, unter dem Abbild eines goldenen Krönchens; denn allzu leicht wirft der Pöbel Steine in die Loge, und anstatt dem Matador Beifall zu klatschen, müßte man den königlichen Leibarzt heranziehen und sich einen Notverband anlegen lassen.

Prim schwitzt, er wischt sich die Stirn. Ein sogar für Madrid zu heißer Februar! Daß er selbst Zielscheibe für Steinwürfe sein könnte, ist ihm klar, aber vorläufig gilt er noch als Republikaner, da er ja Isabella gestürzt hat. Noch weiß das Volk nicht, daß er nach einem neuen spanischen König Ausschau hält.

Aber der preußische Bankier Rothacker weiß es, der in einer benachbarten Loge sitzt. Er kennt jede Phase der Bemühungen Prims. Bismarck, von seinen zahllosen Agenten in allen Ländern Europas auf dem laufenden gehalten, informierte ihn. Nicht zufällig sitzt Rothacker jetzt im Blickbereich Prims, und nicht zufällig hat er neben sich die schönste und am tiefsten dekolletierte Dame des Stierkampfpublikums. Er will, daß Prim, sein alter Freund, ihn sieht, und er weiß, daß Prim immer zuerst die Frauen sieht und dann erst die Männer neben ihnen. Prim hat die junge schöne Spanierin bereits gesichtet, aber es dauert ziemlich lange, bis sein grübelnder Blick auf den Kavalier an ihrer Seite fällt.

Rothacker! Sein alter Freund aus Berlin! Und natürlich mit dem schönsten Exemplar des andern Geschlechts, das in Madrid aufzutreiben war! Er hat Rothacker seit einem halben Jahr

nicht mehr gesehen, seit Beginn der Unruhen um Isabella. Jetzt schickt er einen Boten hinüber und bittet den preußischen Bankier zu sich in die Loge, natürlich nebst Begleitung.
Während ein neuer Stier in die Arena geschickt wird und das Spiel in Staub und Blut von vorn beginnt, küßt Prim der Dame und drückt dem Freund die Hand. Große Begrüßung, große Freude! Prim spricht perfekt deutsch, und da er weiß, daß niemand in seiner Umgebung dieser Sprache mächtig ist, beginnt er ein vertrauliches Gespräch mit dem Bankier. „Der Himmel schickt Sie, Rothacker", sagt er. „Ich brauche Sie. Wo haben Sie die ganze Zeit gesteckt?"
Daß nicht der Himmel, sondern Bismarck ihn schickt, verschweigt der Bankier.
„Geschäfte. Ich hatte viel zu tun die ganze Zeit. Jetzt bekam ich Sehnsucht nach Madrid. Ich wußte, daß bei Ihnen Frühling ist."
„Und? Sind Sie zufrieden mit unserem Frühling?" fragt Prim zwinkernd und sieht kurz die junge Frau an. „Seit wann sind Sie in unserer Hauptstadt? Warum sind Sie nicht gleich zu mir gekommen?"
„Exzellenz", sagt Rothacker, „als ich Sie verließ, waren Sie ein hoher Offizier, jetzt sind Sie ein hoher Staatsmann. Ich mußte mich erst vergewissern, ob Sie mich noch zu sehen wünschen."
„Ihre Dame zu sehen und Sie zu hören, beides ist gleich schön, Señor Rothacker. Haben Sie nicht einen König für mich?"
Sie scherzen auf höfische Art. Eben erst habe man ja einen König verjagt, suche man den andern, um ihn wieder davonzujagen? fragt Rothacker. Nicht das Prinzip habe er verjagt, nur die untaugliche Person, sagt Prim. Ob seine Exzellenz an ein Prinzip ohne Mangel glaube, fragt Rothacker zurück. Nein, meint Prim, es dürfe nur kein boshafter Mangel sein wie im Fall Isabellas, ein gutartiger ließe sich ertragen. Und beide lachen schallend, da Rothacker so schlußfolgert: Also suche Prim einen gutartig mangelhaften, mit andern Worten dummen König, der sich lenken läßt.
Dann wiederholt Prim leise und eindringlich: „Sie haben doch drüben in Preußen soviel Adelige und Prinzen. Sollte da nicht einer Sehnsucht haben nach Stierkämpfen und schönen Señoritas?"
„Das Ganze kommt mir vor wie eine Operette", murmelt Rothacker und tut so, als ob er angestrengt nachdenkt, obwohl der Vorschlag, den Bismarck durch den Mund Rothackers Prim machen will, längst in Berlin ausgearbeitet wurde. Schließlich sagt er, nach schön gespielter Gedankenpause: „Wir haben da einen jungen Prinzen Leopold aus dem Geschlecht Hohenzollern-Sigmaringen, der in Geldschwierigkeiten ist und vor kurzem erst seinen gesamten Besitz für einen guten Preis dem preußischen König verkaufte. Das wäre doch der richtige Operettenkönig. Kommt hinzu, was mir soeben einfällt, daß er mit der Familie Beauharnais verwandt ist, die dem ersten Napoleon die Geliebte und zeitweilige Kaiserin gab. Freilich ist es ein nicht sehr erstklassiges Verwandtschaftsverhältnis zum dritten Napoleon, aber immerhin könnte es die französische Regierung diesem spanischen Thronkandidaten gegenüber mit Milde erfüllen, auch wenn er Preuße ist. Was meinen Sie dazu? Sollte Prinz Leopold nicht den dritten Napoleon an seine Urgroßmutter erinnern und daher weich stimmen?"
Prim überlegt.
„Fragen Sie den Prinzen für mich", schlägt er vor.
„Nein", beharrt der Bankier. „S i e müssen ihn fragen, das gibt der Frage größeres Gewicht".
Unten in der Arena fällt der nächste Stier. Prim tippt mechanisch mit den Fingerspitzen der rechten Hand in die geöffnete Fläche der linken, seine Gedanken sind in Preußen bei dem verarmten Prinzen Leopold.

*

Aber die sorgfältig durchdachte Affäre scheint zunächst nicht recht in Gang kommen zu wollen. Der Vater des jungen Leopold, Fürst Anton von Hohenzollern-Sigmaringen, dämpft die Bereitschaft seines Sohnes zur Annahme der spanischen Königskrone und läßt Verzögerungen eintreten, die zwar nicht zu Bismarcks Programm gehören, aber doch den erwünschten Erfolg haben, die französische Regierung zu beunruhigen. Am Ende bekommt der französische Gesandte in Preußen, Benedetti, den Auftrag, sich in Berlin zu erkundigen, wie weit die Gerüchte von der spanischen Thronkandidatur Leopolds begründet sind.
Die preußische Regierung habe damit nichts zu tun, läßt ihm Bismarck durch den Unterstaatssekretär Thile bestellen. Es handle sich um reine Familienangelegenheiten des Hauses Hohenzollern, in die sich die preußische Regierung nicht einmische. Bisher sei von einer Kandidatur des Prinzen Leopold für den spanischen Thron der preußischen Regierung nichts bekannt.
Die Gerüchte verstummen, man beruhigt sich in Paris.
Heimlich aber reisen Bismarcks Agenten zu Prim nach Madrid. Sie bedrängen den spanischen Diktator, den Prinzen Leopold zu drängen. Da es in Paris ruhig ist, glaubt Fürst Anton, seinem Sohn die Annahme der spanischen Königswürde empfehlen zu können. Leopolds positive Entscheidung wird Prim mitgeteilt. Jetzt aber bricht im französischen Parlament der Sturm los, mit dem Bismarck gerechnet hat. Ein Preuße spanischer König im Rücken Frankreichs: Das sei eine unerhörte Verletzung des Status quo in Europa, zu Gunsten des gefährlich nach Macht drängenden preußischen Königreiches. Immer noch tut Bismarck so, als ob ihn die Sache nichts angeht, aber er liegt auf der Lauer, er wartet auf eine Verletzung der Ehre des preußischen Königs durch die Franzosen. Die Schaffung der staatlichen Einheit Deutschlands steht auf der Tagesordnung. Bismarck will sie unter preußischer Vorherrschaft. Napoleon III. wird das nicht hinnehmen wollen. Wenn es Bismarck aber gelingt, Frankreich zu provozieren und die deutschen Staaten unter

Preußens Führung in einen „Verteidigungskrieg“ zu manövrieren, wird sein Plan gelingen. Für diese seinen Zwecken dienende Entwicklung hat er Leopold und die spanische Königskrone ins Spiel gebracht. Aber im Frühjahr 1870 erreicht ihn die niederschmetternde Nachricht: Prinz Leopold hat auf Anraten seines Vaters auf den spanischen Thron verzichtet und seine Zustimmung zurückgezogen, mit Rücksicht auf die Beunruhigung der französischen Regierung und die möglicherweise daraus resultierende Kriegsgefahr. In Paris beglückwünscht man sich zu dem Erfolg. Der preußische König Wilhelm I., über 70 Jahre alt, versteht die „großen“ Vorgänge nicht mehr. Er hat sich zur Kur nach Bad Ems begeben, um in den kohlensauren Thermen sein Ischias zu behandeln.

Da begegnet am Morgen des 13. Juli 1870 dem auf der Promenade in Bad Ems mit seinem Gefolge spazierenden König Wilhelm I. der französische Gesandte Benedetti und nähert sich ihm mit allen Formen diplomatischer Höflichkeit.

Schon Tags zuvor hatte der König Benedetti empfangen, der ihn im Auftrag seiner Regierung bat, den endgültigen Thronverzicht des Hohenzollern-Prinzen offiziell zu approbieren, was sehr zur Beruhigung des französischen Kabinetts beitragen würde. Jetzt, auf der Promenade morgens in Bad Ems, fügt Benedetti, der inzwischen neue Telegramme aus Paris erhalten hat, seiner Bitte vom Vortag die weitere Bitte hinzu, der König möge in einer schriftlichen Erklärung die Garantie dafür übernehmen, daß in Zukunft nie wieder ein Mitglied der Hohenzollernfamilie für den spanischen Thron kandidieren werde.

„Ich bin da ganz entschieden überfordert, mein lieber Graf“, sagt der König freundlich. „Ich habe noch nicht einmal die sichere Nachricht aus Sigmaringen, daß Fürst Anton die Kandidatur seines Sohnes endgültig zurückgezogen hat, allerdings ist die Nachricht unterwegs, ich erwarte sie in jeder Stunde. Sie sehen selbst, Ihre Regierung ist besser dran als meine, sie hat die besseren Informationen. Sobald die Nachricht aus Sigmaringen kommt, lasse ich Sie rufen. Was Ihre neue Bitte betrifft, eine Garantie für die Zukunft zu übernehmen, so muß ich Ihnen gestehen, daß ich da einen schlechten Beigeschmack habe. Ich liebe nicht derartige Festlegungen. Bestellen Sie doch bitte Ihrer Regierung, daß ich den Frieden wünsche und daß darin die beste Garantie liegt. Ich möchte mir die Freiheit vorbehalten, in jedem einzelnen Fall den Umständen entsprechend beschließen zu können, was auch meiner Lebensphilosophie entspricht.“

Damit ist das Gespräch, das übrigens ebenso lebhaft wie höflich geführt wurde, beendet. Mittags kommt das Telegramm aus Sigmaringen. Der König schickt seinen Adjutanten Radziwill zu dem französischen Gesandten und läßt ihm bestellen, er halte nun die Mitteilung des Fürsten Anton in Händen, daß die Thronkandidatur endgültig zurückgezogen ist, was er begrüße und womit der Streit nun seines Erachtens beigelegt sei.

Aber Benedetti versucht es trotzdem noch einmal. Er läßt den König durch Radziwill um eine dritte Unterredung bitten, und ein weiteres Mal muß Radziwill im Auftrag des Königs zu Benedetti, um ihm mitzuteilen, daß der König eine neue Unterredung für überflüssig halte und den Gesandten bitte, sich mit dem Erreichten zufrieden zu geben. „Nun gut“, sagt Benedetti zu Radziwill, „ich will mich in der Tat damit zufrieden geben. Ich denke wie der König, daß die Angelegenheit damit erledigt ist.“

„Wenn ich Ihnen noch einen Rat geben darf, Exzellenz“, bemerkt Radziwill. „Der König reist morgen nach Koblenz, es wäre angezeigt für Sie, im Interesse der beiderseitigen Beruhigung, wenn Sie zum Bahnhof kommen und sich von Seiner Majestät verabschieden würden.“

Der Gesandte sieht nachdenklich den Adjutanten des Königs an.

„Gut“, sagt er, „eine vortreffliche Idee, ich danke Ihnen, ich werde kommen.“

Benedetti richtet es so ein, daß auch er am

nächsten Morgen abreist und also den König am Bahnhof treffen muß.
„Auf Wiedersehen, Herr Gesandter", sagt der König beim Händedruck. „Sie reisen nach Berlin, ich werde in einigen Tagen dort sein, und die Angelegenheit wird dann nicht mehr zwischen uns, sondern zwischen unseren Regierungen erörtert werden."
Benedetti wird später berichten, daß es in Ems „weder einen Beleidiger noch einen Beleidigten gab." Aber nur wenige Tage danach rast die entfesselte Kriegsfurie.
Was ist geschehen?
Bismarck sitzt am Abend des 13. Juli in seinen Privaträumen im Kanzleramt des Norddeutschen Bundes in der Wilhelmstraße, zusammen mit Moltke, dem Generalstabschef, und Roon, dem Kriegsminister. Es soll eine kleine Abschiedsfeier werden, denn Bismarck hat sein an den König gerichtetes Abschiedsgesuch bereits fertig im Schubfach. Er will sein Amt niederlegen. Er betrachtet seine Politik als gescheitert, weil Prinz Leopold kampflos dem französischen Druck nachgab. Da sich nun alles beruhigt hat und der Kriegsanlaß davonzuschwimmen scheint, will er demissionieren.
Eine düstere Zusammenkunft! Die drei kriegslustigen Preußen sind niedergeschlagen. Sie sitzen vor einer fürstlich gedeckten Tafel, aber sie rühren nichts an, sie können weder essen noch trinken, sie starren vor sich hin und ergehen sich in pessimistischen Betrachtungen, weil der Frieden unvermeidlich zu sein scheint.
Plötzlich bringt ein Diener ein dechiffriertes Telegramm vom König aus Ems über den Verlauf der Gespräche mit Benedetti. Eine neue Schande für den Geschmack der drei Herren! Erst weicht Prinz Leopold zurück, dann König Wilhelm. Ein Begleitschreiben stellt es Bismarcks Ermessen anheim, diese Depesche der Presse zur Veröffentlichung zu übergeben. Die spanische Affäre ist damit endgültig abgeschlossen, die Kriegschance endgültig verspielt.

Aber Bismarck hat plötzlich eine Idee.
„Die Depesche, wenn wir sie veröffentlichen wollen, ist in dieser Form viel zu lang", sagt er. „Entschuldigen Sie mich einen Augenblick. Die Franzosen nennen das: Corriger la fortune[1]. Ich gehe mal an meinen Schreibtisch und stelle eine gekürzte Fassung her. Dann werden wir weiter sehen."
Den wartenden Männern liest er nach wenigen Minuten die gekürzte Fassung der Depesche vor. Die Wirkung ist erstaunlich: Ihre Gesichter hellen sich auf, ihre Lebensgeister kehren zurück. Moltke ruft:
„Vorhin klang es wie eine Chamade (= Rückzugssignal). Jetzt klingt es wie eine Fanfare in Antwort auf eine Herausforderung." Und Roon fügt fromm und pathetisch hinzu: „Der alte Gott lebt noch und wird uns nicht in Schande verkommen lassen."
Alle drei beginnen, mit Appetit zu essen. Bismarck ist glänzend gelaunt und denkt nicht mehr daran, von seinem Amt zurückzutreten.
Die Fälschung der Depesche besteht in der geschickten Veränderung ihres ursprünglichen Tones. Während der König den Gang des Gespräches mit Benedetti beschreibt und die Argumente mitteilt, die ausgetauscht wurden, wird in Bismarcks Depesche nur die Tatsache mitgeteilt, daß der König den französischen Gesandten wegen seiner Forderung nach Garantien ein zweites Mal zu empfangen ablehnte. Dadurch erscheinen die Vorgänge in einem endgültigen und herausfordernden Licht, und es ist kein Wunder, daß die Legende entsteht, der König habe dem französischen Gesandten bei einer Begegnung auf der Promenade in Ems brüsk den Rücken zugedreht, nach dem Ehrenkodex der alten Zeit eine Beleidigung, die den Kriegsfall auslösen muß.
Die von Bismarck gefälschte Depesche wird sofort der Öffentlichkeit übergeben und tut ihre

[1] wörtl.: das Glück korrigieren.

Wirkung. Das französische Kabinett tritt noch am 14. Juli zu einer eiligen Sondersitzung zusammen. Die nationalen Leidenschaften werden aufgeputscht, von der monarchistischen Presse beider Länder hochgetrieben. Am 19. Juli erklärt Frankreich Preußen den Krieg.

*

Zwei Jahre später ... Am 8. Juli 1872 besteigt der 32jährige Drechslergeselle August Bebel auf dem Hauptbahnhof zu Leipzig den Personenzug, der ihn nach Dahlen im Landkreis Oschatz bringen soll. Von Dahlen aus wird er mit der Pferdedroschke weiterfahren zum ehemaligen Jagdschloß Hubertusburg, wo ein Gebäudeteil mit acht Zellen für die Verbüßung der Festungshaft eingerichtet wurde, zu der Bebel, Liebknecht und einige andere Persönlichkeiten der Sozialdemokratischen Partei verurteilt wurden. Was haben sie verbrochen?

Sie haben sich von dem allgemeinen nationalistischen Kriegsrausch nicht mitreißen lassen. Sie haben sich in einer Zeit, in der das als verbrecherisch galt, als proletarische Internationalisten bewährt und ihren klaren Kopf behalten. Sie haben sich nicht nur untereinander darüber verständigt, daß es gerechte und ungerechte Kriege gibt, sondern auch im Reichstag öffentlich ihre Vorbehalte gegen den Krieg ausgesprochen und im „Volksstaat", der von Liebknecht und Bebel herausgegebenen Zeitung, ihre Einwände geltend gemacht. Auch die Führer der französischen Arbeiterklasse machten das Spiel ihrer Reaktionäre nicht mit. Am 21. Juli 1870 bei der Abstimmung über die erste Kriegsanleihe, die in Höhe von 120 Millionen Taler gezeichnet werden soll, enthielten sich die deutschen Sozialdemokraten der Stimme. In einer schriftlichen Erklärung, die zu den Akten des Reichstages gelegt wurde, bezeichnen sie den Krieg als einen dynastischen Krieg im Interesse der Dynastie Bonaparte. Die Mittel zur Führung des Krieges könnten sie nicht bewilligen, weil das ein Vertrauensvotum für die preußische Regierung wäre, die den gegenwärtigen Krieg vorbereitet hat. Ebensowenig könnten sie die geforderten Geldmittel verweigern, weil das als Billigung der verbrecherischen Politik Bonapartes aufgefaßt werden könnte. Deshalb enthielten sie sich der Abstimmung, als Sozialrepublikaner und Mitglieder der Internationalen Arbeiterassoziation, die ohne Unterschied der Nationalität alle Unterdrücker bekämpft.

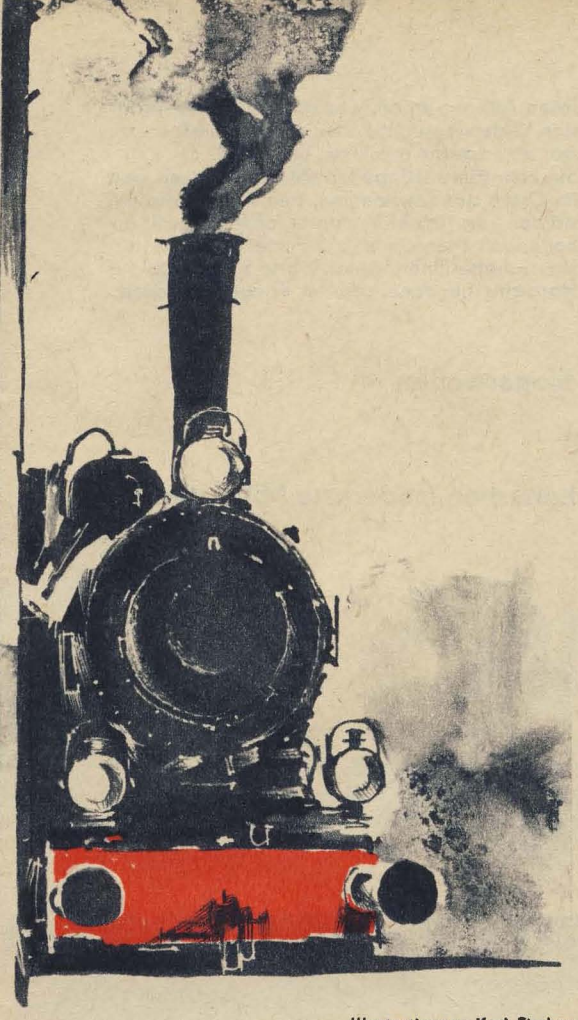
Erregten sie schon mit dieser Haltung den Unwillen in einer von nationalen Leidenschaften aufgeputschten Umwelt, so begaben sie sich vollends in Lebensgefahr durch Ablehnung der zweiten Kriegsanleihe, über die am 26. November 1870 im Reichstag abgestimmt wurde. Ihrer Meinung nach, so erklärten sie, habe der Krieg am 2. September mit der Schlacht bei Sedan und der Gefangennahme Napoleon III. sein Ziel erreicht, den Feind der staatlichen Einheit Deutschlands, Napoleon, niederzuwerfen. Jede Fortsetzung des Krieges richte sich gegen das französische Volk und die französische Arbeiterklasse, die am 4. September die Republik ausgerufen haben. Anstatt mit der neuen französischen Regierung, die kein Hindernis mehr ist auf dem Wege zur staatlichen Einheit, einen raschen und gerechten Frieden zu schließen, werde der Krieg weitergeführt um Annektionen und Kontributionen, sodaß sich der ursprünglich patriotische Krieg in einen räuberischen verwandle. Wahre Tobsuchtsanfälle der reaktionären Abgeordneten haben Bebels ironische Bemerkungen über den „Patriotismus" der deutschen Kapitalistenklasse ausgelöst: Obwohl das Geld der ersten Kriegsanleihe mit 5% verzinst werden sollte und der Gläubiger für 100 Taler nur 88 zu geben brauchte, für die er aber nachher 100 Taler erhielt, seien von den geforderten 100 Millionen Talern nur 68 Millionen gezeichnet worden. Mit dieser ungeheuren Blamage hätten die Kreise, die das Privileg des patriotischen Gefühls für sich in Anspruch nehmen, bewiesen, daß ihnen das Geschäft über dem Patriotismus steht und das Geschäft dieses Krieges ihnen nicht sicher genug erschien.

Mit geballten Fäusten drängten die Abgeordneten zum Rednerpult, Rufe „schlagt ihn tot" ertönten, nur mit Mühe gelang es beherzten Männern, eine Schlägerei zu verhindern.

Aufgeputschte Studenten zogen zu Bebels Haus, das am Stadtrand liegt und weniger gut geschützt ist als das, in dem Liebknecht wohnt. Die Fensterscheiben wurden durch Steinwürfe zertrümmert, ein Stein flog dicht an Bebels jüngstem Sohn, einem Säugling, vorbei. Dem Steinbombardement folgte das journalistische Bombardement in der chauvinistischen Presse. Die Arbeiterversammlungen in verschiedenen Städten, die sich in Resolutionen hinter die Erklärungen Bebels und Liebknechts stellten, beunruhigten die deutschen Behörden und besonders die Generäle im Hauptquartier: Vorher, im September, waren bereits vom preußischen Generalgouverneur von Norddeutschland die Mitglieder des Braunschweiger Ausschusses der SDAP ohne rechtliche Grundlage verhaftet und in Ketten nach der Festung Boyen bei Lötzen in Ostpreußen verschleppt worden. Sieben Monate bleiben sie in Haft. Drei Monate lang sitzt Bebel im Leipziger Untersuchungsgefängnis und wird dann freigelassen, weil die Durchsicht beschlagnahmter Materialien den Richter von der Möglichkeit, einen Hochverratsprozeß aufzuziehen, nicht überzeugt. Für den Reichstagspräsidenten wird damit die bereits angesetzte Debatte über die peinliche Frage, warum man erst verhafte und dann Gründe für die Verhaftung suche, hinfällig. Er atmet erleichtert auf, ohne verhindern zu können, daß sich der Abgeordnete Bebel neun Monate Haft einhandelt wegen Majestätsbeleidigung, denn er stellt Betrachtungen über des Königs Versprechen an, der Krieg werde dem deutschen Volk Freiheit und Einheit bringen. „Die Einheit haben wir zwar bekommen, die Freiheit aber ist ausgeblieben." Man könne von den Versprechungen der Könige nicht viel halten. ▶

Aber die Quittung über diese Bemerkung, den Prozeß wegen Majestätsbeleidigung, bekommt er erst ein Jahr später, im Anschluß an den Hochverratsprozeß, den Bebel, Liebknecht und der „Volksstaat"-Redakteur Hepner über sich ergehen lassen müssen. Dieser Hochverratsprozeß bringt ganz Leipzig in Aufregung. Die Behörden, in der Annahme, es werde zu Unruhen kommen, sehen sich während der Zeit des Prozesses zu außerordentlichen Sicherheitsmaßnahmen gezwungen. Im übrigen bringt der Prozeß der sozialistischen Idee enormen Nutzen, da die Presse aller Schattierungen gezwungen ist, ihre Leser über diese Idee aufzuklären, damit sie verstehen, gegen wen dieser Prozeß sich richtet. In der Tat, weniger die Personen als die Idee soll gerichtet werden, und es richten über sie als Geschworene sechs Kaufleute, ein Rittergutsbesitzer, ein Oberförster und einige Gutsbesitzer. Diese sprechen am 13. Tag die Idee für schuldig. Der Prozeß stellt Rechtsbruch und Unwissenheit der klagenden bzw. Ehrenhaftigkeit und intellektuelle Überlegenheit der beklagten Seite in einer Weise zur Schau, daß Leute, die bis dahin skeptisch beiseite standen, nun um ihre Aufnahme in die Sozialdemokratische Partei bitten. Bei den nächsten Wahlen zum Reichstag am 20. Januar 1873 wird der in Hubertusburg seine zwei Jahre Festungshaft absitzende sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Bebel in seinem Wahlkreis mit überlegener Stimmenzahl wieder in den Reichstag gewählt werden. Aber am 8. Juli 1872 muß Bebel im Leipziger Personenzug erst einmal nach Dahlen fahren. Viele Menschen haben sich am Bahnsteig versammelt, um sich von ihm für die nächsten 31 Monate zu verabschieden, denn den zwei Jahren Festungshaft schließt sich die Haft wegen Majestätsbeleidigung an. Frau und Kinder hat Bebel gebeten, nicht zum Bahnhof zu kommen, um das Maß der Aufregungen in Grenzen zu halten. Er drückt sich in die Sitzecke des Abteils und versucht, sich zu beruhigen, während der Zug anfährt.

Eine Zeit äußerster Anspannungen liegt hinter



Illustrationen: Karl Fischer

ihm. Es galt, die Partei zusammenzuhalten, sie durch schwierige politische Situationen hindurch sicher zu geleiten. Nicht immer stand der Gegner im fremden Lager, mitunter stand er auch im eigenen. Die Lassalleaner gebärdeten sich manchmal feindlicher als die Bürgerlichen. Neben Reisen, Vorträgen, der Wahrnahme des Reichstagsmandates, der Abfassung verschiedener Artikel und Schriften, der täglichen Korrespondenz, die zu bewältigen war, mußte das Drechslergeschäft aufrecht erhalten werden, denn der Mensch lebt nicht vom Geist allein. Jetzt kommen 31 Monate völliger Ruhe und Untätigkeit auf ihn zu. Vielleicht hatte der Hausarzt recht, der die Frau zu trösten versuchte mit dem Hinweis darauf, daß der bevorstehende erzwungene „Urlaub" der Gesundheit Bebels gut tun würde. Aber wie sich entspannen, wie aufhören, tätig zu sein, wie den inneren Motor abstellen und auf ein Minimum der Umdrehungszahlen zurücksetzen? Er fühlt plötzlich eine Leere in sich, Vorbote des kommenden Zusammenbruchs. Er schließt die Augen. Es ist ihm erlaubt, müde zu sein. Durch blühendes Land fährt der Zug, die Bilder gleiten am Fenster vorbei, wie ein Karussell dreht sich die Landschaft, während der Zug zu stehen scheint. Bismarck hat die staatliche Einheit geschaffen, ja, die Einheit ist da, die Einheit von oben, die Einheit unter Führung der preußischen Junker und der vor ihnen im Staub liegenden Bourgeoisie, die sich von der Bourgeoisie anderer europäischer Völker dadurch unterscheidet, daß sie ihre historische revolutionäre Aufgabe für ein feudales Linsengericht verkauft hat. Das Militär regiert, und die Freiheit kommt weder vor der deutschen Einheit noch nach ihr, sie ist nicht der Deutschen Lieblingskind. Und die Arbeiter, die einfachen deutschen Menschen? Ist es der Partei gelungen, an ihre Gedanken zu rühren, ihre Gedanken in Bewegung zu setzen? Es gibt einige Zeichen dafür, daß man diese Frage positiv beantworten kann. Viele Sympathiekundgebungen und Briefe, die Bebel erhalten hat, zeugen davon, daß die deutschen Arbeiter politisch heranreifen. Die Partei ist aus den Kämpfen der letzten Jahre gestärkt hervorgegangen. Er wird 31 Monate lang studieren, Bildungslücken schließen, lesen und nochmals lesen. Was er sich zuerst zu tun vorgenommen hat, ist, das „Kapital" von Marx zum zweitenmal durchzuarbeiten. Eine endlose Liste klassischer Werke der Philosophie und Ökonomie schließt sich diesem ersten Titel an. Die Festungshaft wird ihn weiter moralisch festigen. Er hat viel zu tun. Über diese Gedanken fällt er in Halbschlaf. Und schreckt auf, weil der Zug hält und der Stationsvorsteher draußen ruft: „Dahlen. Fünf Minuten Aufenthalt."

Rasch nimmt er sein Köfferchen, in dem sich vor allen Dingen Bücher befinden, und stürmt hinaus.

Draußen stutzt er, bleibt stehen, lächelt verlegen. Die Schaffner, das gesamte Begleitpersonal des Personenzuges haben sich in einer Reihe aufgestellt und salutieren militärisch, die Hand an der Eisenbahnermütze, und blicken auf ihn. Aus dem Fenster der Lokomotive hat der Lokomotivführer seinen Kopf herausgeschoben und schwenkt die Mütze. Auch aus den Abteilfenstern schieben sich Köpfe. Auf der ganzen Länge des Zuges winken Reisende dem bekannten und sympathischen Reichstagsabgeordneten zu, von dem sie wissen, daß er nach Hubertusburg fährt, um seine Festungshaft abzusitzen.

Erst in der Droschke, allein mit sich und dem Köfferchen, kommt ihm zum Bewußtsein, was soeben geschehen ist: Ein Salut ihm völlig unbekannter Menschen, die ihn als Vertreter der Sozialdemokratischen Partei und Opfer der preußischen Klassenjustiz grüßen. Er lehnt sich zurück, atmet tief, es wird ihm warm ums Herz. Der preußische Staat hat nicht ihm die Freiheit entzogen, sondern sich selbst. Eines Tages wird an die Stelle dieses Staates die deutsche demokratische Republik treten.

In den letzten Monaten des Großen Vaterländischen Krieges der Sowjetunion standen allein den Truppen der Westfront für die Entscheidungsschlacht gegen den deutschen Faschismus 108 000 Artilleriewaffen aller Kaliber, 12 900 Panzer und SFL sowie 15 540 Kampfflugzeuge zur Verfügung. Die Salve einer Division betrug, in Sprengkraft ausgedrückt, 2,3 Megatonnen Trotyl. Was sich in jenen Tagen über die faschistischen Armeen ergoß, was auch den hartnäckigsten Widerstand mit Feuer und Stoßkraft brach, war eine Lawine aus Eisen und Stahl.

Sie kam aus 1360 großen Rüstungswerken weit im Osten der Sowjetunion, und war geschaffen worden von 10,5 Millionen aufopferungsvoll arbeitenden Menschen. Die Partei der Arbeiterklasse hatte ihnen Lenins Worte zum Motto des Handelns gegeben, daß im Kriege nur „derje-

**Sowjetbürger schmiedeten im Kriege Siegeswaffen –**

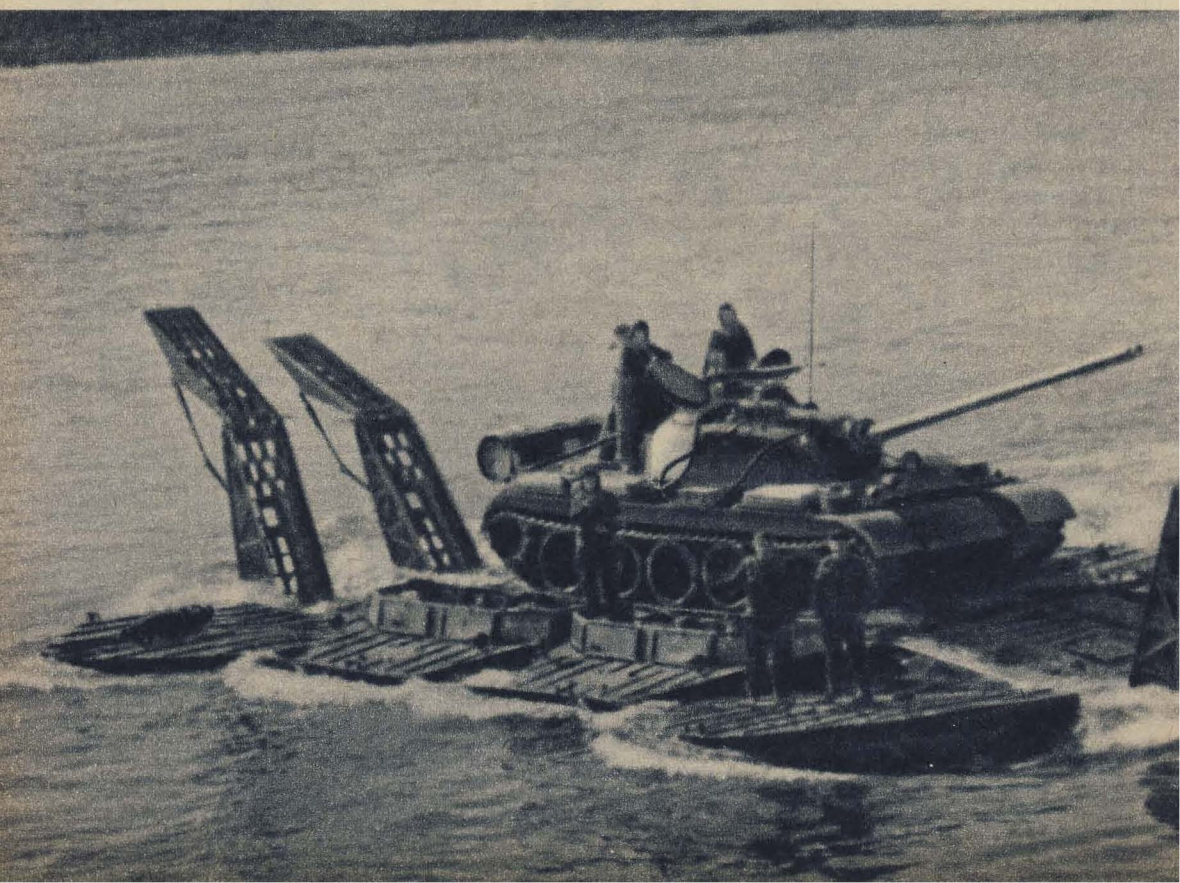
**Sie schufen neue Waffengenerationen –**

**Armeen des Warschauer Vertrages beherrschen modernste Militärtechnik**

# Erprobt unter allen Bedingungen

**In immer größerer Stückzahl tritt das „Kampfkombinat" der mot. Schützeneinheiten, der sowjetische BMP (= Abk. für Kampffahrzeug der Schützentruppen) bei den sozialistischen Armeen in Erscheinung. – Ein wirkungsvolles Abwehrmittel gegen schnell- und tiefffliegende Ziele ist diese Zwillingsstartrampe für Boden-Luft-Raketen. (Bild rechts)**

Zur temporeichen Überwindung von Wasserhindernissen werden verschiedene Mittel und Methoden angewendet: Moderne Brückenparks, Fähren, Schwimmfahrzeuge sowie die Unterwasserfahrt. Unsere Fotos geben einen kleinen Einblick in die Vielseitigkeit dieser taktischen Aufgabe. Im Manöver „Dnjepr" forcierten Verbände der Sowjetarmee den Fluß in Unterwasserfahrt; die Panzer hatten hierbei die Geschütze eines Haubitzregiments mitgeführt (Bild links). Eine andere Möglichkeit, Panzer überzusetzen, bieten die selbstfahrenden Fähren (unten). Die Masse der Truppen wird über Pionierbrücken geleitet, die eine hohe Tragfähigkeit haben (rechts).



nige triumphiert, der die beste Technik, Organisiertheit, Disziplin und die besten Maschinen hat . . ."

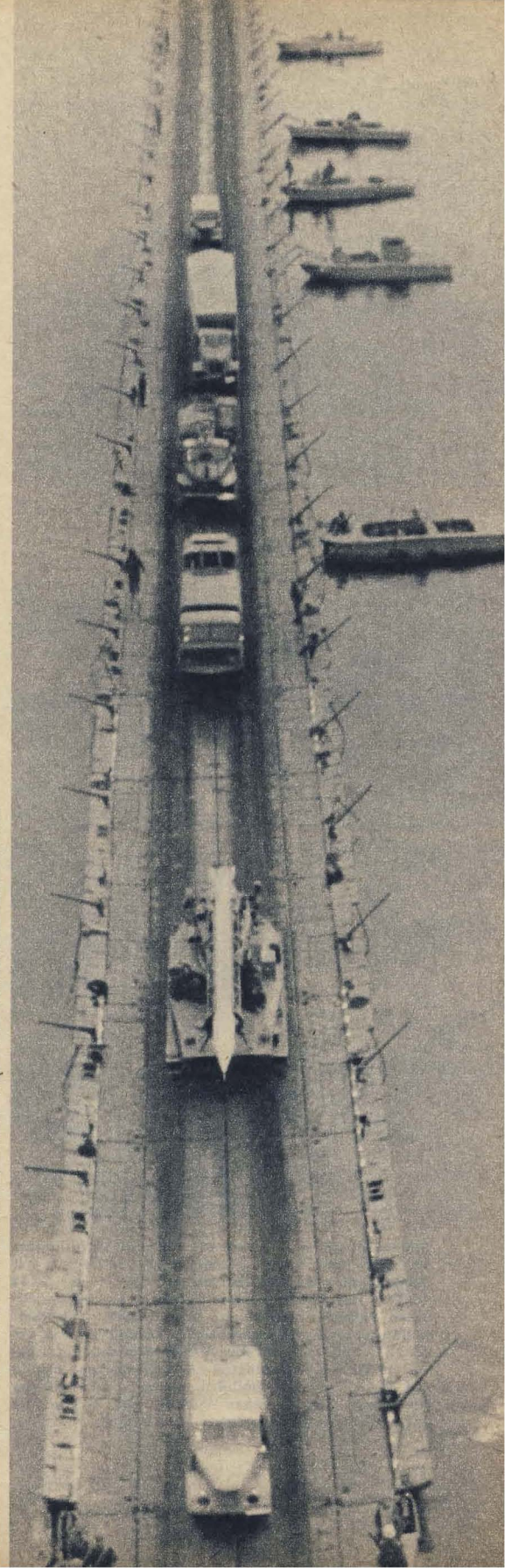
Auch heute sind diese Worte gültig, und die Völker der sozialistischen Staatengemeinschaft richten sich danach. Der ständig wachsenden Aggressivität des Imperialismus, seinem Hang nach kriegerischen Abenteuern ist nur mit militärischer Überlegenheit zu begegnen.

So halten die Mitglieder der sozialistischen Militärkoalition ihre Verteidigungsfähigkeit unablässig auf dem neuesten Stand von Wissenschaft und Technik.

Die gemeinsamen Manöver der letzten Jahre und besonders die Großmanöver der Sowjetarmee – „Dnjepr", „Neman", „Ozean" und „Dwina" – lieferten den sichtbaren Beweis der weiter gewachsenen Kampfkraft der Streitkräfte des Sozialismus.

Die Divisionen, die an diesen großangelegten Waffenübungen teilnahmen, setzten im Vergleich zu einer Division des zweiten Weltkrieges 16mal mehr Panzer, 13mal mehr automatische Waffen und 5mal mehr elektronische Führungsmittel ein. Die Artilleriesalve, ohne Kernwaffen, beträgt heute 15,4 Megatonnen Trotyl je Division. Diese Zahlen sagen viel aus, sie sagen aber noch nicht alles. Neben der quantitativen Erhöhung der Kampfkraft der Verbände muß man vor allem die qualitative sehen. Versuchen wir, das an einigen Beispielen der militärtechnischen Entwicklung zu verdeutlichen.

16mal mehr Panzer gehören heute zum Bestand einer Division. Das sind aber Panzer, die mit



**Schützenpanzer der Armeen des Warschauer Vertrages: Von oben nach unten – sowjetischer Achtrad-SPW mit Waffenturm; tschechoslowakischer SPW Typ OT-64 (SKOT), das Fahrzeug wurde auf der Basis des sowjetischen Vorbildes konstruiert; eine Gemeinschaftsarbeit polnischer und tschechoslowakischer Konstrukteure ist der SKOT-2A, die mit dem sowjetischen Waffenturm ausgerüstete Version. – Strategische Kampfflugzeuge, im Bild die Tu-22, ein Überschall-Raketenträger, schützen wie die übrigen strategischen Waffen, alle Länder der sozialistischen Militärkoalition. (Bild rechts)**

denen des zweiten Weltkrieges nur noch den Namen bzw. das T gemeinsam haben.

Da die sowjetischen Panzerkonstrukteure ihre Entwicklungsarbeiten immer als komplexe Aufgaben unter selbstverständlicher Einbeziehung einer breiten Grundlagenforschung gesehen haben und sehen, nennen sie einen soliden Fundus wohlerprobter technischer Lösungen ihr eigen. Das gestattet es ihnen, jederzeit schnell und durchdacht auf neu auftretende militärische Forderungen zu reagieren. Im modernen Panzerbau der imperialistischen Staaten ist der Einfluß der sowjetischen Standardpanzer deutlich spürbar. Doch mit nachempfundenen Panzern ist weder eine Führung, noch das Diktieren der Leistungsdaten einer neuen Panzergeneration möglich. Die internationale Panzerentwicklung der Gegenwart zeigt klar und deutlich: Nach wie vor hat der sowjetische Panzerbau die Führung inne. Die hervorragende Formgebung, die leistungsstarken Dieselmotore, die weitreichenden durchschlagskräftigen Kanonen und die vielfältigen Aggregate zur Gefechtsführung unter beliebigen Umständen, zeichnen die sowjetischen Panzer aller Kategorien aus.

Die 53 000 Kilo Eisen und Sprengstoff, die heute mit einer einzigen Salve auf den Gegner gefeuert werden, sagen aus, daß die modernen Geschütze und Granatwerfer der konventionellen Rohrartillerie weit über denen der Kriegs- und Nachkriegsjahre stehen. Hohe Kadenzen (Feuergeschwindigkeit) und große Schußweiten (20 und mehr Kilometer) charakterisieren den Kampfwert der Kanonen, Haubitzen und Werfer. Noch immer besitzt keine imperialistische Armee Granatwerfer mit 240 mm Kaliber.

Die verschiedenen Raketensysteme, die bekanntlich die Hauptfeuerkraft der sozialistischen Armeen bilden, zeichnen sich nicht nur durch die Zuverlässigkeit der Projektile und ihre zweckentsprechende Einsatzweite aus, sondern auch durch ihre mobilen Startrampen. Auch hier widerspiegelt sich das überlegte Herangehen der Ingenieure und Techniker bei der Konstruktion neuer Waffen. Der Panzerbau bot die bewährten und erprobten Fahrwerke, die leicht modifiziert die gleichen Parameter aufweisen. So sind diese Startrampen – und auch die mit Räderfahrwerk – nicht nur äußerst geländegängig, sie werden auch den taktischen Notwendigkeiten gerecht, sind relativ billig und „nachschubsicher".

Ein Beispiel aus dem Manöver „Dwina" soll das Bild abrunden. In 22 Minuten sprangen 8000 Fallschirmjäger mit 160 Großgeräten über dem Einsatzraum ab. Sie und ihre schweren Waffen wurden von Transportern des Typs An-22, der Militärversion des Riesenflugzeuges „Antäus", herangeführt. Die gleichen Flugzeuge landeten auch operativ-taktische Raketenkomplexe an. Ein Vorgang, der bei noch keinem Manöver der letzten Jahre beobachtet werden konnte.

Der Platz auf diesen Seiten läßt es nicht zu, weitere Fakten und Beispiele anzuführen. Nur das sei noch hinzugefügt: Die sowjetische Waffentechnik, die zum größten Teil auch in den anderen Armeen des Warschauer Vertrages zu

finden ist, bildet in einigen Fällen auch die Vorlage und die Basis für „nationale Konstruktionen". So kam 1962 in der ČSSR der Vollketten-SPW „Topas" heraus, ein Abbild des sowjetischen PK 50. Später entwickelten tschechische und polnische Konstrukteure nach dem Vorbild des BRT 60 den 8-Rad-SPW OT-64 beziehungsweise SKOT-2A.

Diese eigenständigen Entwicklungen (wir finden sie auch in der Produktion von Handfeuerwaffen) entsprechen den Möglichkeiten der Verteidigungsindustrie dieser Länder. Sie bedeuten kein „Aus-der-Reihe-tanzen", wie das mitunter von westlichen Presseorganen betont wird. Die Einheitlichkeit der Bewaffnung der sozialistischen Armeen leidet darunter keineswegs. Maßgeblich ist die Einheit der hauptsächlichen Systeme. Ob die MPi „Awtomat Kalaschnikowa", 58 P oder MPi KM heißt, ist nebensächlich. Wichtig ist, daß alle die einheitliche Munition M 43 verschießen. Und der 60 PB und SKOT-2A haben den gleichen Waffenturm und sind beide schwimmfähig – also weisen sie die gleichen taktischen Eigenschaften auf. Und die Ersatzteilfrage? Sie ist gelöst durch die beiderseitige Standardisierung im Fahrzeugbau. Für den sowjetischen Typ können jederzeit Baugruppen aus der speziellen LKW-Produktion genommen werden, für den SKOT jederzeit die des TATRA 813, der in verschiedenen sozialistischen Armeen als Zugmittel für Artilleriesysteme dient.

Nicht unerwähnt sollen die strategischen Waffen der Sowjetarmee bleiben: Die Fernkampfflugzeuge, die Global- und Orbitalraketen, die Atom-U-Boote, Hubschrauberträger und die vielen anderen Schiffseinheiten, deren Hauptbewaffnung ebenfalls Raketen unterschiedlicher Bestimmung sind. Sie bilden das Kernstück der materiellen Seite der Ve eidigungsmacht der sozialistischen Staatengemeinschaft. Sie gehören allen Mitgliedern des Warschauer Vertrages.

*Oberstleutnant K. Erhart*

Zeichnung: Kurt Klamann

*„Auch uns tut es leid, daß wir uns umständehalber zur Zeit nicht näher miteinander befassen können!"*

# BENJAMIN
# unter Könnern

**Von Unteroffizier Volker Grundmann**

Eng und unbequem ist es im Führungs-SPW der Raketenbatterie. Vier Genossen arbeiten hier, auf engstem Raum zusammengedrängt. Der niedrige Tisch, der zwischen ihnen steht, läßt jedem nur eine kleine Ecke. Während die beiden Funker mit den übergestülpten Kopfhauben nach dem Fahrerhaus zu sitzen, haben die beiden Rechner unter der abgeschrägten Heckpanzerplatte ihre Plätze.

Eine halbe Stunde bereits steht der SPW, gut getarnt, am Rande der Schonung. Der Motor schweigt, ist längst abgekühlt. Die Kälte des Frühlingsmorgens dringt herein, von den Stahlplatten scheinbar noch verstärkt.

Drüben auf der Lichtung indessen, kaum hundert Meter entfernt, heult in wechselnden Tönen ein starker Panzermotor. Ketten wühlen sandigen Boden und Heidegras auf. Die fahrbare Rampe wird für den Raketenstart vorbereitet. Doch die Richtkanoniere warten noch auf die Werte, die sie einzustellen haben.

Unterwachtmeister Klaus Schöps und Kanonier Werner Gruner, die beiden Rechner, wissen um ihre Verantwortung. Vor wenigen Augenblicken erhielten sie die ersten Ausgangsangaben zum Schießen. Nun brüten sie über den Rechenoperationen, um die Werte zu ermitteln, auf die die Richtkanoniere warten.

Jeder Wert muß stimmen. Schon kleinste Fehler können beim Schießen auf die entsprechende Entfernung dazu führen, daß die Rakete zehn, zwanzig, ja sogar Hunderte Meter vom Ziel abweicht. Im Ernstfalle hieße das: Ziel nicht vernichtet. Der Gegner könnte zurückschlagen.

Die Zeit sitzt den beiden im Nacken. In nur wenigen Minuten müssen sie fertig sein. Überschreiten sie die Zeitnorm, erhalten sie unweigerlich eine schlechtere Note. Auf Schritt und Tritt sind der Batterie Schulze heute Kontrolloffiziere auf den Fersen. Ihr fachkundiges Urteil wird darüber entscheiden, ob die Batterie später für den Gefechtsstart einer Übungsrakete zugelassen werden kann oder nicht.

Der Gefechtsstart ist Höhepunkt der gesamten Ausbildungsperiode. Alle Genossen brennen darauf, ihn vornehmen zu können. Voriges Jahr bereits waren sie vom Minister als „Beste Batterie" ausgezeichnet worden. Jetzt, in der „Operation 70", liegen sie abermals an der Spitze. Die Zulassung zum Gefechtsstart wäre die Krönung ihrer Anstrengungen . . .

Unterwachtmeister Schöps arbeitet ruhig und konzentriert. Er beherrscht sein Fach sicher. Schon das dritte Jahr ist er Rechengruppenführer. Regelmäßig erfüllt er seine Gefechtsnormen, unterbietet sie mit der Bestnote Eins. Es gibt kaum einen, der ihm noch etwas vormachen könnte.

Kanonier Gruner dagegen ist sichtbar erregt. Bald blättert er fieberhaft im Tabellenbuch, ehe er die benötigte Tafel findet, dann wieder kratzt er sich mit dem Bleistift hinter dem Ohr und überlegt, wie die nächste Rechenoperation auszuführen ist. Dabei geht Zeit verloren. Wertvolle Sekunden, die nicht wiederkehren. Seine Unsicherheit zeigt, daß er noch wenig Übung, wenig praktische Erfahrung besitzt.

Mit der Linken greift er nach dem Radiergummi, der auf der kleinen Tischplatte liegt. Er hat sich bei einer Position verrechnet und will sie nun ändern. Doch der Gummi entgleitet den Fingern, Gruner bückt sich. Als er sich aufrichtet, stößt er mit dem Kopf gegen die abgeschrägte Heckwand.

„Verfl . . . !", zischt er und sieht erschrocken nach oben. Doch im gleichen Moment fällt ihm wieder die laufende Stoppuhr ein. Die Zeit! Ihm fehlen noch vier, nein – fünf Werte.

„Nicht nervös werden, Genosse Gruner! Nichts überstürzen! Sie haben noch drei Minuten!"

Mit ruhiger Stimme redet der Unterwachtmeister auf den Kanonier ein. Er selbst hat soeben die Rechnung abgeschlossen, könnte die Werte also dem Kommandeur zur Bestätigung durchgeben. Aber ob sie stimmen? Wenn Gruner fertig ist, werden sie ihre Ergebnisse miteinander vergleichen. Wer weiß? Jeder kann sich verrechnen, auch der Gruppenführer.

Während der Unterwachtmeister zusieht, wie der Bleistift des Kanoniers bei den letzten Rechenoperationen über die Schreibfolie flitzt, muß er unwillkürlich daran denken, wie gut sich dieser sympathische Junge in kurzer Zeit entwickelt hat. Wenn er an den Anfang zurückdenkt . . .

*

Der Anfang liegt für Werner Gruner noch gar nicht weit zurück. Nicht einmal vier Monate sind es her, als der gelernte Betriebsschlosser aus dem VEB Orbita-Plastewerk in Eilenburg das Ehrenkleid der Nationalen Volksarmee anzog.

Nach der vierwöchigen Grundausbildung steht der Kanonier erstmalig vor dem Batteriechef.

„Wir haben Sie als Rechner vorgesehen, Ge-

nosse Kanonier. EOS, Abitur, damit haben Sie von Haus aus gute Voraussetzungen . . ."
Der Offizier spricht im Plauderton mit dem jungen, knapp zwanzigjährigen Soldaten. Sein Sächseln wirkt auf Gruner vertrauenerweckend. Kaum eine Spur von dem rauhen Befehlston, der bei der Grundausbildung gang und gäbe war. Der Kanonier gewinnt Zutrauen zu dem Manne, der ihm nun für die nächsten siebzehn Monate Kommandeur und Vorgesetzter sein wird.
Rechner? Werner hatte schon davon gehört. Bei der Einstellung. Nur hatte er sich damals noch keine gründlichen Gedanken darüber gemacht. Zunächst erwartete ihn die Grundausbildung. Nun aber ist sie vorbei. es wird ernst damit.
Werner fallen die Mathe-Stunden von der Oberschule ein. Auch dort mußte er mit Zahlen und Formeln operieren, mußte unter anderem auch Flugbahnen von Geschossen berechnen. Das wird er nun aus seinem Gedächtnis hervorkramen müssen. Wird er's bringen? Ihm ist nicht ganz wohl bei dem Gedanken.
„Ja. aber ich weiß doch gar nicht, was . . ."
„. . . . was ein Rechner bei uns zu tun hat? Das sollen Sie ja auch erst lernen. Machen Sie sich darüber zunächst keine Kopfschmerzen. Wichtig sind Ihre mathematischen Fähigkeiten und der feste Wille zum Lernen. Und dann gehört dazu eine Portion Mut und Ausdauer."
Werner schweigt. Er durchdenkt, was der Major sagte. Freilich, reizen könnte ihn das schon. Aber nicht weniger reizt ihn die Raketentechnik. Wie entscheiden? Wenn er sich der großen Rechenformeln in der Schule erinnert, der Winkelberechnungen, der Gleichungen . . . Das Abitur hatte er zwar mit einer guten Zwei absolviert. aber Mathe . . .
„Aber Mathe war in der Schule nicht gerade mein stärkstes Fach. Da habe ich beim Abi nur eine Drei geschafft. Ich weiß nicht, ob das reichen wird", wendet er ein.
Der Batteriechef sieht in das aufgeschlossene, fragende Gesicht des Jungen. Der ist ehrlich. Seine Bedenken sind verständlich. Aber sind sie stichhaltig?
„Sie stellen sich die Sache schlimmer vor, als sie ist", entgegnet der Offizier. „Wir haben für alles ausgearbeitete Tabellen und Grafiken.

**Werner Gruner schwitzt über seinen Rechenoperationen.**

Die müssen Sie vor allem handhaben können. Schnell und präzise. Das ist Übungssache. Dazu gehört ständiges fleißiges Training. Nach ein paar Wochen Ausbildung kommen Sie schon dahinter. Sie sind doch Kandidat der Partei. Und ehrgeizig sind Sie auch, wie aus Ihren Papieren hervorgeht. Trauen Sie sich das nicht zu? Ich meine, Sie könnten es schaffen. Und außerdem: Ihr Gruppenführer ist ein As auf diesem Gebiet. Sie stehen also nicht allein. Er hat genügend Praxis, reiche Erfahrungen. Er wird Ihnen helfen."
Die Argumente des Majors nehmen Werner Gruner den Wind aus den Segeln. Er willigt ein, er wird Rechner machen.
Dennoch verläßt der Kanonier das Zimmer des Kommandeurs mit einem beklemmenden Gefühl: Ich habe einer Sache zugestimmt, die ich noch nicht kenne, von der ich nur wenig weiß. Was wird mich in dieser Funktion erwarten? Werde ich es wirklich schaffen? Der Major machte mir Mut, stärkte mein Selbstvertrauen. Schön und gut. Aber alles weitere hängt nun von mir selbst ab. Ein Trost, daß man überall lernen muß, als Rechner und in jeder anderen Funktion.

*

Wochen sind inzwischen verflossen.
Werner Gruner sitzt zusammen mit den anderen Rechnern in der Ausbildungsklasse. Neben ihm am Tisch Unterwachtmeister Schöps, sein Gruppenführer. Die anderen sind Gefreite, Stabsgefreite, Unteroffiziere. Werner ist der einzige Kanonier unter ihnen. Sie dienen bereits länger. Ein halbes Jahr, ein Jahr und mehr. Mit ihren Kenntnissen sind sie ihm weit voraus. Es ist für ihn ein bedrückendes Gefühl, als Benjamin unter lauter Könnern zu sitzen.
Rechentraining steht auf dem Dienstplan. Der Stabschef leitet die Ausbildung. Er sagt die Ausgangskomponenten an, die sie auf ihre Rechenzettel schreiben. Nach dem letzten Wert drückt er auf die Stoppuhr. Die Zeit läuft.
Stille liegt im Raum. Gespannte Arbeitsatmosphäre. Es knistert förmlich in der Luft. Nur Papier raschelt dann und wann. Ein Bleistift rollt zu Boden und wird aufgehoben. Hände greifen nach Tabellen. Augen suchen bestimmte Zahlen. Einer fährt beim Rechnen mit der Zunge unentwegt von einem Mundwinkel in den anderen. Ein anderer stützt den Kopf gemächlich mit der linken Hand, sitzt ruhig wie eine Statue und arbeitet nur mit der Rechten. Ein dritter schließlich kaut beim Überlegen auf dem Bleistiftende herum und schreibt dann hastig ein Zwischenergebnis nieder.
Ziffern, Zahlengruppen schwirren auch Werner Gruner durch den Kopf. Nicht wild durcheinander, wie noch vor Wochen, sondern jetzt schon geordneter. Das Arbeitsprinzip eines Artillerierechners hat er inzwischen begriffen: Die Flugbahn einer Rakete setzt sich aus vielen Komponenten zusammen. Topografische Angaben, Entfernung, meteorologische Werte, Luftwiderstand, Schubkraft, Triebwerk, Erdrotation – alles, was auf den Flug einer Rakete

einwirkt, muß berücksichtigt, in Zahlen und Zahlengruppen umgewandelt werden. Die grafischen Darstellungen, die dazu ringsum an den Wänden hängen, sind ihm längst keine Unbekannten mehr.

Im Gefecht kommt es auf Minuten, auf Sekunden an. Darum gibt es für alle möglichen Varianten des Schießens Tabellen und Grafiken. Mit ihnen muß der Rechner arbeiten können. Es sind hauptsächlich nur Additions- und Subtraktionsaufgaben, die er zu lösen hat. Sie ergeben am Ende die Werte, die die Richtkanoniere an der Waffe einstellen müssen. Je schneller die Rechner fertig sind, desto früher können die Genossen an der Rampe die Werte einstellen, desto eher kann der Batteriechef die Startbereitschaft melden. Ein Glied greift ins andere. Die Addition der Arbeit aller ergibt das Produkt des gesamten Kollektivs.

Doch gerade mit der Schnelligkeit und Wendigkeit beim Rechnen hat Werner Gruner seine

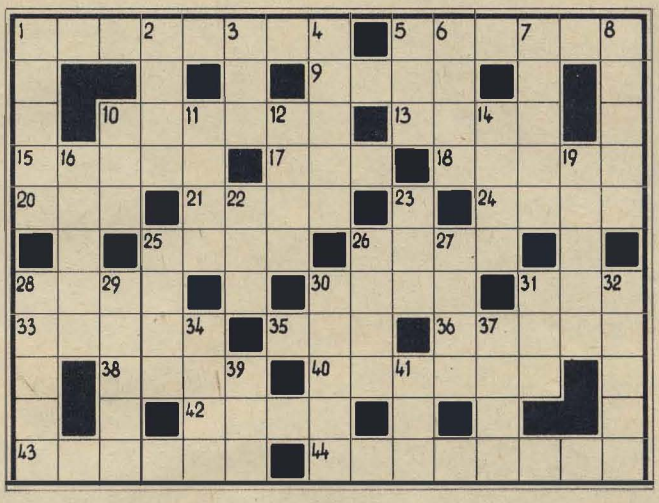
Schwierigkeiten. Es will und will ihm nicht gelingen, seine Aufgaben so schnell wie die anderen zu lösen. Wie die das bloß machen? Auch er möchte mal zuerst fertig sein, alles richtig haben und dafür eine Eins einstreichen.
Bei der jetzigen Aufgabe war ihm der Start geglückt. Die Tabellen gleiten flink durch seine Hände. Die Zahlen auf seinem Rechenzettel formen sich zu ersten Zwischenergebnissen.
„Fertig!", meldet da einer. Gefreiter Gäbler, Lehrer von Beruf. Der Stabschef schaut auf die Stoppuhr. Sieben Minuten und fünfzehn Sekunden. Eine fabelhafte Zeit! Note Eins – wenn das Ergebnis stimmt.
Gruner schaut kurz hoch. Die Uhr! Sie lastet auf ihm wie ein Zentnergewicht. Der erste ist schon fertig. Und er? Erneut beugt er sich über den Rechenzettel. Er findet plötzlich den Faden nicht mehr. Dabei hatte es doch so gut angefangen. Wieder und wieder taucht in seinen Gedanken die Uhr auf. Zeit geht verloren.
Die mußt du aufholen, sagt ihm eine innere Stimme, die ihm innewohnende Energie, sein Ehrgeiz. Du mußt doch einmal auf die Eins kommen!
„Lassen Sie sich nicht jagen, Genosse Gruner! Sie haben noch sieben Minuten Zeit!"
Der Stabschef hat bemerkt, daß der Kanonier kribbelig wird. Das ist nicht gut. Ehrgeiz ist schön, aber er allein genügt nicht, wenn darunter die Genauigkeit, die Sicherheit beim Rechnen leidet.
Die zwölfte Minute läuft. Werner ist als einziger noch nicht fertig. Erneut wendet sich der Stabschef an ihn, betont ruhig:
„Wenn Sie merken, daß Sie nervös werden, einmal tief durchatmen und dann weiter. Gehen Sie nicht auf die Note Sehr gut, sondern auf Gut. Genauigkeit geht vor Zeit!"
Erst nach weiteren Minuten meldet Werner Gruner sein „Fertig!" Die Zeitvorgabe für die Note Zwei hat er zwar eingehalten, doch die Genauigkeit seiner Rechnung liegt außerhalb der zulässigen Toleranz.
Unzufrieden malt der Stabschef eine dicke Fünf hinter den Namen des Kanoniers.

*

Mißmutig, niedergeschlagen geht Werner Gruner an diesem Tage aus dem Unterrichtsraum. Er ist mit sich und der Welt unzufrieden. Erst am Abend findet er wieder zu sich selbst.
Sein erstes Werk nach der schmählichen Niederlage: Über seinem Bett befestigt er eine Zahlentabelle. In den nun folgenden Wochen übt er in jeder freien Minute. Addieren und Subtrahieren von Werten. Er rechnet die Zahlenkolonnen hinauf und hinunter, von links nach rechts und zurück. Er sitzt noch über den Tabellen, wenn andere schon ihren Skat dreschen oder sich anderweitig vergnügen.
Unterwachtmeister Schöps registriert zufrieden den Fleiß, die Energie und Ausdauer des Rechners. Er nimmt Gruner in der Freizeit zur Seite, setzt sich mit ihm in eine ruhige Ecke und stellt ihm Aufgaben, die er lösen muß. Abend für Abend, auch zum Wochenende.
Erste Fortschritte stellen sich nach einigen Wochen ein. Werner Gruner gewinnt zunehmend Sicherheit. Seine Zahlen reihen sich immer schneller aneinander. Die mit der Stoppuhr gemessenen Zeiten werden immer geringer. Gruners Selbstvertrauen wächst mit jedem neuen Ergebnis, das besser ist als das vorherige.
Auch der Batteriechef erkundigt sich regelmäßig, wie Gruner sich entwickelt.
„Es geht gut voran", kann Unterwachtmeister Schöps ihm melden. „Vor vierzehn Tagen noch hatte er große Mühe, gerade so die Zwei zu schaffen. Jetzt rutscht er meistens nur noch knapp an der Eins vorbei. Nach der Genauigkeit und auch nach der Zeit."
„Und Sie meinen, daß wir mit ihm beruhigt in die Überprüfung einsteigen können?", möchte der Kommandeur wissen.
„Jawohl, Genosse Major!"
Die entschiedene Antwort des Unterwachtmeisters befriedigt den Batteriechef. Was Schöps sagt, dafür steht er auch gerade.

*

Das war erst vorige Woche. Nun steht die Batterie schon mitten in der Überprüfung. Die „Stunde der Wahrheit", wie die Genossen es nennen.
„Fertig!" Kanonier Gruner blickt zu seinem Gruppenführer auf und reicht ihm den Rechenzettel. Schweißperlen stehen ihm auf der Stirn.
„Na also! Zeit: Note Eins. Und da hätten Sie noch immer fast zwei Minuten. Und die Genauigkeit..."
Das Gesicht von Unterwachtmeister Schöps nimmt einen konzentrierten Ausdruck an. Er holt seinen eigenen Rechenzettel herbei und vergleicht die Ergebnisse des Kanoniers damit. Entfernung, Winkel, Zünder, Aufsatz – alles stimmt überein. Sein Gesicht entspannt sich. Er lächelt. Den Zettel reicht er nun zum Funker vor...
Während die beiden Rechner sich noch von der Anspannung der vergangenen Minuten erholen, lauscht der Funker angestrengt in die Hörmuscheln. Der Batteriechef bestätigt die ermittelten Werte. Er befiehlt, sie sofort an die Startrampe zu geben.
Der Motor des Rampenfahrzeuges heult auf wie ein aufgescheuchtes Raubtier. Die Richtkanoniere stellen die Werte ein. Die Startschiene mit der daraufliegenden Rakete wird angehoben. Ihr Profil hebt sich deutlich vom silbergrauen Morgenhimmel ab. In der vorausberechneten Lage bleibt sie ruhig stehen. Ein prüfender Blick, eine kleine Korrektur, dann rennen die Genossen der Rampenbedienung in ihre Deckung.
Kontrolloffiziere machen sich nun an der Rampe zu schaffen. Mit der ihnen eigenen Gründlichkeit überprüfen sie die Werte und die Genauigkeit der Einstellung.
„Zeit: Note Eins. Richten: Fehler Null!"
Werner Gruner sieht seinen Gruppenführer an. Dazu haben auch sie beigetragen.

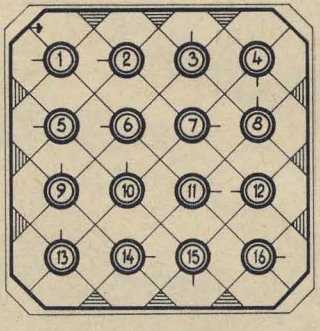


RÜHRT EUCH

## KREUZWORTRÄTSEL

**Waagerecht:** 1. Truppenverband, 5. Geschoß, 9. Nebenfluß der Donau, 10. Geschütz, 13. Verpackungsgewicht, 15. Landschaftsform, 17. griechischer Buchstabe, 18. Angehöriger eines südslawischen Volkes, 20. Elend, 21. Blume, 24. Schreibweise, 25. französisch: Hafen, 26. Haut am Geweih, 28. eine der Gezeiten, 30. Hauptstadt der Arabischen Republik Jemen, 31. chemisches Element, 33. Strauchfrucht, 35. englische Insel, 36. Fluß in Frankreich, 38. alte Befestigungsanlage, 40. Handlung, 42. Zahl, 43. Angehöriger einer militärischen Einheit, 44. negativ geladenes Elementarteilchen.

**Senkrecht:** 1. Stichwaffe, 2. russischer Männername, 3. Kunstsprache, 4. Fehllos, 5. Tip, Hinweis, 6. Nebenfluß der Kura, 7. brachliegendes Grasland, 8. französischer Zeichner und Karikaturist, 10. englischer Bauernführer (1549 hingerichtet), 11. römischer Kaiser, 12. Tierbau, 14. Rückstand, Überbleibsel, 16. Flugzeugwaffe, 19. Wildrind, 22. kleine Ansiedlung, 23. Nebenfluß der Wisla, 25. südamerikanischer Staat, 26. Geldinstitut, 27. indisches Frauengewand, 28. griechischer Distrikt, 29. deutscher Arbeiterführer, 30. Nebenfluß der Elbe, 31. Gutschein, 32. Niederschlag, 34. weiblicher Vorname, 37. Kindergarten, 39. landwirtschaftlicher Großbetrieb, 41. Getränk.



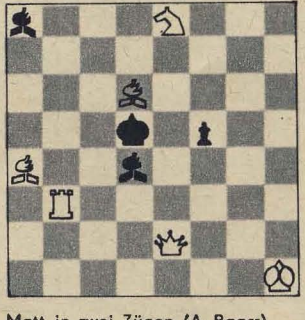
## WABENRÄTSEL

Die zu suchenden Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in Uhrzeigerrichtung um das Zahlenfeld:

1. weiblicher Vorname, 2. Fliegenlarve, 3. feines Gestein, 4. deutscher Tonschöpfer, 5. Bürde, 6. Schnur, Strick, 7. Faserpflanze, 8. schweizerische Industriestadt, 9. beliebte Wettspieleinrichtung, 10. Badestrand bei Venedig, 11. Nichtfachmann, 12. nordfranzösische Industriestadt, 13. Prüfungsexperiment, 14. Gesangsstück, 15. Vorhaben, 16. Nebenfluß der Donau.

Bei richtiger Lösung ergeben die Buchstaben der Außenfelder – bei 1 beginnend und in Uhrzeigerrichtung gelesen – eine Waffe.

## SCHACH



Matt in zwei Zügen (A. Baars)

## Auflösungen aus Nr. 8

**KREUZWORTRÄTSEL. Waagerecht:** 2. Triebwerk, 9. Artek, 14. Peru, 15. Bauern, 17. Bank, 18. Eisen, 21. Ohr, 22. Terrier, 24. Nonne, 25. Erne, 26. Gera, 27. Nase, 29. Tee, 30. Arlon, 31. Lewa, 32. Wiese, 34. Retina, 37. die, 39. Ana, 42. Tinte, 44. Aken, 46. Igel, 48. Ido, 49. Los, 50. Rest, 51. Ilse, 53. Salat, 55. Eis, 57. Eta, 59. Iberer, 62. Pegel, 64. Rebe, 66. Debet, 69. Ise, 70. Lena, 71. Eton, 72. Inge, 73. Rente, 75. Arsenal, 77. eng, 78. Sillt, 80. Reck, 81. Tuerke, 82. Reni, 83. Heine, 84. Karabiner. – **Senkrecht:** 1. Spannweite, 2. Trense, 3. Ruin, 4. Ehe, 5. Ebonit, 6. Rahe, 7. Kur, 8. Artel, 10. Rur, 11. Ebene, 12. Karawane, 13. Akte, 16. Nero, 19. Sete, 20. Neer, 23. Rand, 26. Granate, 28. San, 30. Ani, 31. Lek, 33. Soll, 35. Epos, 36. Italien, 38. Iasi, 40. Artillerie, 41. Niet, 43. Elbe, 45. Erle, 47. Eisenach, 52. See, 54. Abt, 56. Ire, 58. Aden, 60. Ringer, 61. Ries, 62. Perl, 63. Ganter, 65. Barke, 67. Etat, 68. Bolus, 70. Lore, 72. Inka, 74. Eire, 76. Ern, 77. Erk, 79. Ili.

**FULLRÄTSEL.** 1. Spalier, 2. Kolonne, 3. Lingner, 4. Palaver, 5. Sterlet, 6. Kleiber, 7. Station, 8. Sachsen, 9. Kremser, 10. Trauben, 11. Fassade. – Logarithmus

**SCHACH.** 1. Lb3 droht 2. Sf5 matt. Schwarz kann durch beliebigen Wegzug des Sd3 parieren, wonach jedoch nunmehr 2. Sc4 mit Matt möglich wäre. Auch dagegen kann der S „fortgesetzt verteidigen", indem er entweder das Feld c4 durch 1. . . . Se5! deckt, oder mit 1. . . . Sf2! die erst zu öffnende Läuferschräge g1–c5 im voraus verstellt. Darauf folgen aber als sekundäre Nutzungen 2. Db4 bzw. 2. Lh2 matt.

66

# Bauplatz und Prüffeld

*Und das war unlängst Lubmin,*
*am Greifswalder Bodden, ein Kurort,*
*sommers bedrängt von Bockwurstbuden,*
*im Winter wischt Schnee jede Spur fort.*
*Dann herrscht hier Natur vor der Zeit,*
*und sonntägliches Glockengeläut*
*zeigt, wie sich das Kirchlein freut,*
*daß allein seine Himmelsmacht*
*die Leute aus dem Häuschen treibt.*

*Und dahin ein Atomkraftwerk?*

*Nun schlammig die Wege,*
*Von Rädern zerrissen,*
*unter Ketten zerfetzt,*
*zu Pfützen zerstückt,*
*unsere Jungs auf den Dumpern*
*steuern verbissen,*
*ihre Gesichter sind hart*
*an den Wind gedrückt.*

(Aus „Poem" von Gerd Eggers)

Auf der weiträumigen Baustelle verliert sich fast das Gedröhn der Kipper, Bagger und Planierraupen. „Dort an der Schneise", sagt Dieter Schmidt und weist über Kilometer hinweg, „kommt die neue Autostraße von Greifswald 'raus. Auch die neue Eisenbahntrasse endet da." Als Dieter Schmidt nach Lubmin kam, hatten die Forstarbeiter gerade das Areal für die Baustelle gerodet. „Meine Arbeit begann mit Strauchverbrennen, Platz für die Baustelleneinrichtung schaffen", erzählt der 27jährige, der aus einem Dorf an der Ostsee stammt. „Dann kam ich auf die große sowjetische Planierraupe. Damit umzugehen war schön schwierig. Mancher Kniff wollte zuerst gar nicht klappen und mußte immer wieder geübt werden." Doch schon bald galt es für Dieter Schmidt, wieder weiterzulernen. Er wurde in eine Jugendbrigade beim Bau des Kühlkanals für das Kraftwerk versetzt und begann einen Qualifizierungslehrgang, der mit dem Zertifikat eines Baumaschinisten abschloß. Einmal in der Woche hieß es, nach einem arbeitsreichen Tag noch die Schulbank zu drücken. Auch an anderen Abenden saß und sitzt er oft noch über Mathematik- und Physikaufgaben. „Die Mühe lohnt sich, und brauchen tut man's ganz sicher", sein nüchterner Kommentar. So wie er macht das jeder zweite Jugendliche auf der Baustelle . . .
Zu Beginn des Zweijahrplanes 1949, als die Zeitungsschreiber der Westzone, Redner und Rundfunkkommentatoren von „Tod der Zone", von „Zusammenbruch der Zonenwirtschaft", von „Abfall der Jugend vom ostdeutschen Staat" faselten, demonstrierte die neue Jugend dieses Landes ihren Leistungswillen. Planaufgabe Nummer eins: Von der Saale müssen 5 Kilo-

**1949: Jugendobjekt Fernwasserleitung Saale–Maxhütte**

meter Kühlwasserleitung über den Roten Berg zur Maxhütte gelegt werden.
Das alte Hüttenwerk, ehemals zum Konzern des Kriegsverbrechers Flick gehörend, war der einzige Hochofenbetrieb in Ostdeutschland. Ein Schlüsselbetrieb für die künftige metallurgische Basis. Walzstahl wurde überall dringend benötigt. Also mußte die völlig heruntergewirtschaftete Flickbude ausgebaut, die Produktion zunächst verdoppelt werden. Darum: Max braucht Wasser!
Der Aufruf des Zentralrates der Freien Deutschen Jugend: „Der Bau der Wasserleitung für ‚unseren Max' muß zu einer Angelegenheit der gesamten Jugend werden." Mit Spaten und Spitzhacke gingen sie, die nie das Unbequeme scheuen, bei steinhart gefrorenem Boden in den ersten Januartagen zu Werke. Ihr Enthusiasmus war stärker als alle Schwierigkeiten. Schon nach 90 Tagen konnten Mädchen und Jungen das girlandengeschmückte Transparent

1949–51: Jugendobjekt Talsperre Sosa

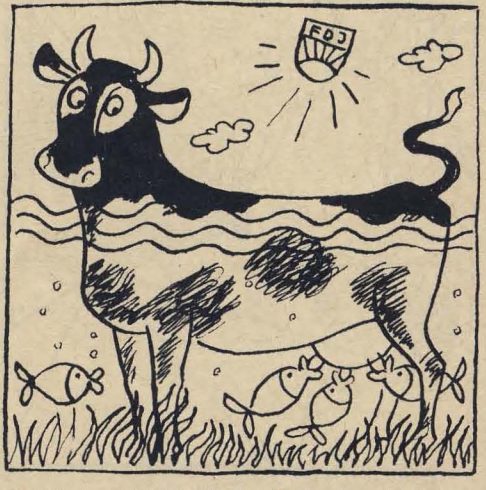
am Fuße des Roten Berges abändern: „MAX HAT WASSER!"
Heute steht an dieser Stelle ein Gedenkstein aus rotem Marmor.
Vielleicht wird in ein paar Jahren bei Lubmin ein äußerlich ähnlicher Stein gesetzt sein. Er wird ebenfalls an ein zentrales Jugendobjekt erinnern. Zugleich aber wird er von etwas Neuem künden: Hier wie in den 13 359 anderen Jugendobjekten der Industrie bildete sich ein neuer Prototyp des jungen Arbeiters, der klassenbewußte Angehörige einer zunehmend körperlich-geistig produktiven Arbeiterklasse.

*

Es war Sommer. Für viele aber kein gewöhnlicher . . .
Leonidas Gruner jedenfalls hat sich etwas Besonderes vorgenommen. Er will die Entdek-

1957–60: Jugendobjekt Überseehafen Rostocker Hafen

kungsfahrt seines Lebens unternehmen. Er ist 19 Jahre alt, trägt die Haare so lang wie ein Mädchen und hat erst vor kurzem ausgelernt. Beinahe mit Ach und Krach. Jetzt ist Leonidas Werkzeugmacher in den Thüringer Landen. Doch das behagt ihm nicht so recht. Ihm fehlt das nötige Kleingeld, um sich zum Beispiel auch mal richtig „vollaufen" zu lassen. Er ist also unzufrieden, und just in diesem Zustand macht er eine Entdeckung: Auf dem Bau – hört er – da soll der Groschen rollen, und da soll es sich auch sonst sehr angenehm leben lassen. Kurz entschlossen packt Leonidas Gruner die Koffer und landet an den Gestaden der Ostsee. Bereit, hier Abenteuer zu bestehen . . .
Erich Klöhn ist fast schon ein Veteran der Arbeit. Vor 45 Jahren trabte er das erstemal zu seinem Meister. Er wollte Dreher lernen. Er

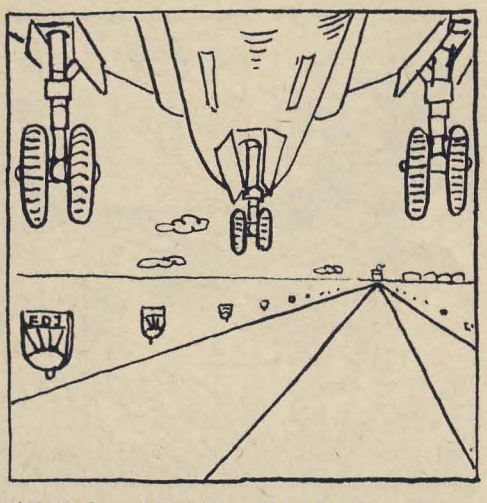



1958–60: Jugendobjekt Wische, Meliorationsobjekt

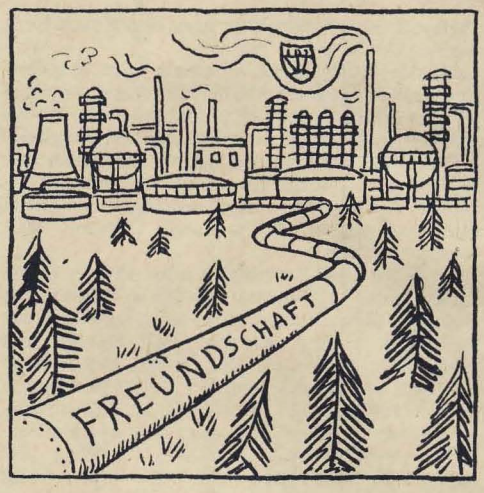
lernte es und noch etwas mehr: sich in der Arbeit nicht zu schonen. Zuerst verlangte das der Kapitalist, unter dem er arbeitete. Später erkannte Erich Klöhn, der Genosse Erich Klöhn, den wahren Wert der Arbeit: daß sie Freude bringt, Ausgefülltsein. Und in diesem Sinne packte und packt er alle Dinge an. Er ist 60 Jahre alt und noch immer bereit, den Jüngeren in nichts nachzustehen. Er arbeitet bei der Medizinmechanik und ist nicht ganz ausgefüllt. Da liest er, daß man auf dem Bau Arbeitskräfte braucht. Kurz entschlossen packt Erich Klöhn seine Koffer und fährt in Richtung Ostsee. Bereit, mit all seiner Kraft beim Bau des neuen Werkes zu helfen ...

Heinz Zimmer, 39 Jahre alt, hat zwar Technischer Zeichner gelernt, doch selten diesen Beruf ausgeübt. Ihn hat das Leben hart angepackt und in die verschiedensten Gegenden, in die verschiedensten Berufe gedrängt. Er ist darüber nicht etwa böse. Im Gegenteil. Er mag es, in neue, ungefestigte Kollektive zu kommen. Er, der selber einen stark ausgeprägten Gemeinschaftsgeist besitzt. Er mag es auch, sich dort zu bewähren, und gerade dort, wo es etwas Neues durchzuboxen gilt. Er ist Arbeiter im Stahl- und Walzwerk Riesa. Da liest er, daß man auf dem Bau Arbeitskräfte braucht. Kurz entschlossen packt Genosse Heinz Zimmer seine Koffer und fährt in Richtung Ostsee. Bereit, das Neue gegen alles Althergebrachte durchzusetzen ...

Leonidas Gruner, Erich Klöhn, Heinz Zimmer – das sind drei. Mit ihnen kamen andere. Nach und nach. Ihre Heimatorte reichen von Saßnitz bis Neustadt an der Orla. In ihren Personalausweisen steht: Schiffbauer, Tischler, Dreher, Fischer, Traktorenschlosser, Agrotechniker, Kernbohrmeister. Was nicht drin steht, ist der Grund, warum sie auf die Baustelle gekommen sind: Die einen wollten vor allem ehrliche Arbeit leisten, etwas Neues zum Wohle vieler aufbauen helfen. Die anderen wollen was erleben, nach „Gold suchen" ...




1959–62: Jugendobjekt Zentralflughafen Schönefeld




1959–65: Jugendobjekt Erdölverarbeitungswerk Schwedt

23 Menschen in einer Brigade, 23 verschiedene Charaktere, viele verschiedene Auffassungen und Handlungsweisen – und sie alle sollten, ja mußten ein Kollektiv werden. Es wollte jedoch nicht so recht etwas damit werden. Die „Goldsucher" machten Stimmung. Und das fiel ihnen nicht einmal schwer. Mit der Arbeitsorganisation klappte es nicht. Es gab Leerlauf. Und kam der Feierabend 'ran, ging jeder seinen eigenen Weg, der meistens in der Kneipe endete. Wozu auch nicht? Es war niemand da, der ihnen etwas anderes bot. Das Resultat: Die meisten waren unzufrieden, und nicht wenige dachten: „Hier hältst du es nicht länger als drei Tage aus" ...

Monate sind vergangen. Es waren stürmische. In der Brigade hat sich die Spreu vom Weizen getrennt. Leonidas Gruner ist einer der besten Arbeiter. Erich Klöhn will seinen „Arbeitsabend" auf der Baustelle beschließen, Heinz Zimmer wurde APO-Sekretär.

Doch wie kam es dazu?

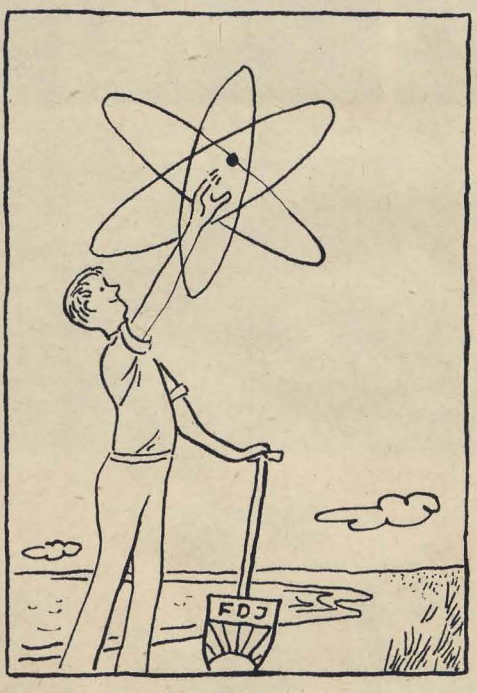
Fünf Genossen waren sie in der Brigade. Sie setzten sich zusammen. Sie grübelten: Es muß sich etwas verändern. Sie wurden sich einig: Wir brauchen ein Wettbewerbsprogramm. Ein festes Ziel. Vielleicht werden wir um den Staatstitel kämpfen? In dem Vertrag las es sich nüchtern: „... eine Jugendbrigade bilden, junge Kollegen für die FDJ und für die Partei gewinnen, über politische Tagesereignisse sprechen ..."

Sie wußten um den Wert der Arbeit bei der Festigung des Kollektivs. Sie wußten, daß das Bewußtsein in der Auseinandersetzung mit der täglichen Arbeit wächst. Und gerade das war ihr Ziel.

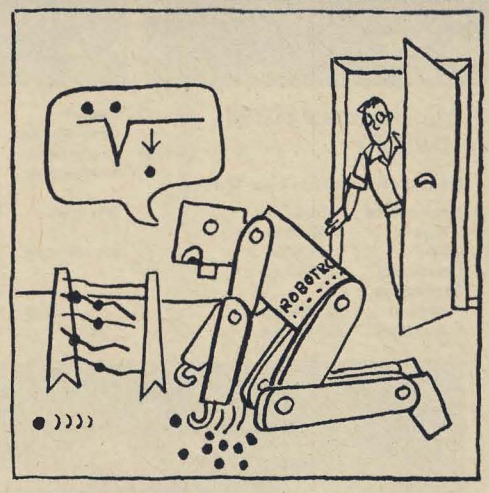
Wiederum trafen sich die fünf Genossen. Diesmal mit den Kollegen von der Gewerkschaft und mit dem Bauleiter Heinz Krüger. Diesmal grübelten sie gemeinsam: Wie können wir die Arbeitsorganisation verbessern? Was müssen

wir tun, damit es keine Wartezeiten gibt, damit die Zeit voll ausgenutzt wird?
Heute steht bei ihnen eine Tafel vor einem Wohnwagen. Darauf die Aufschrift: Netzwerk der Jugendbrigade Grundbau. Schwarze Buchstaben auf weißem Untergrund. Schwarze Zahlen, schwarze Linien – unbeweglich. Doch das täuscht. Sie sind nur das letzte sichtbare Zeichen für etwas durchaus Lebendiges. Für einen Prozeß voller Dynamik. Für Ideenreichtum und Einsatzfreude. Für Durchsetzungskraft und Mut.
Ein Netzwerk für einen 23 Mann starken Meisterbereich! So etwas hat es noch nicht gegeben. Auf keiner Baustelle. Da hat wirklich einer den Mut gefunden, die Theorie der Netzwerktechnik an die Arbeiter heranzuführen.
Heinz Krüger hat sich während des Studiums und in seiner Freizeit schon des öfteren mit der Netzwerktechnik befaßt. Sie ist für ihn kein Neuland mehr. Er denkt: Es muß doch mit dem Teufel zugehen, wenn wir nicht auch in der Brigade nach dem Netzplan arbeiten können. Es geht nicht mit dem Teufel zu, vielmehr mit der Logik. Heinz Krüger erarbeitet einen Netzplan, diskutiert ihn mit den Genossen, mit der FDJ-Gruppe der Jugendbrigade.
Alle stimmen sie zu. Aber die jungen Arbeiter haben noch nie einen solchen Netzplan erarbeitet, und die notwendigen Arbeiten dazu sind ihnen unbekannt. Da müssen u. a. eine Analyse des Arbeitsablaufes gemacht werden, die Zeitvorgaben überprüft und die Arbeitsbedingungen berücksichtigt werden. Heinz nutzt alle

Zeichnungen: Paul Klimpke




Seit 1967: Jugendobjekt Kernkraftwerk Nord




Seit 1967: Jugendobjekt Robotron 300, Dresden

diese Faktoren, um die Freunde des Kollektivs mit Methoden der wissenschaftlichen Untersuchung vertraut zu machen. Es kostet jeden viele Stunden angestrengter geistiger Arbeit – nicht selten in der Freizeit –, um hinter die Geheimnisse der wissenschaftlichen Arbeitsorganisation zu kommen. Doch nachdem das gemeinsame Werk auf dem Tisch liegt, begreifen sie erst so richtig, welch wichtige Arbeit sie geleistet haben: Es ist klar, daß die gesamte Technologie verändert werden muß. Die FDJler belassen es nicht bei dieser Feststellung, sondern erarbeiten – wieder gemeinsam – die optimalste Technologie für den Kanalbau.
Eine beeindruckende Initiative eines einzelnen? Auf keinen Fall! Denn hinter Heinz stand eine starke FDJ-Gruppe. Ohne sie – das sagt er selber – hätte diese komplizierte Aufgabe niemals gelöst werden können. Heinz war übrigens, als mit diesem Projekt begonnen wurde, schon nicht mehr Mitglied des Jugendverbandes. Während der Zeit, in der am Netzplan gearbeitet wurde, merkte er, daß er als junger Leiter ganz einfach zum Jugendverband gehört. So wurde er zum zweiten Male FDJler . . .
So gibt es also viele Ergebnisse beim Bau des Kernkraftwerkes Nord, die keine Produktionsstatistik nachweist. Doch, wie wurden sie erreicht? Die Antwort aus Lubmin könnte auch aus den tausenden anderen Jugendobjekten kommen. Sie lautet: Der neue Typ des jungen Arbeiters wächst nur im Prozeß schöpferischer Arbeit und bei kameradschaftlicher Zusammenarbeit mit den älteren, erfahrenen Genossen, Facharbeitern, Ingenieuren und Wissenschaftlern.

*Meter um Meter wächst Baugebiet hier.*
*Aus dem Wald, zeitlosem,*
*Holzgeschling ward:*
*Zukunftstraum, Planquadrat Gegenwart.*

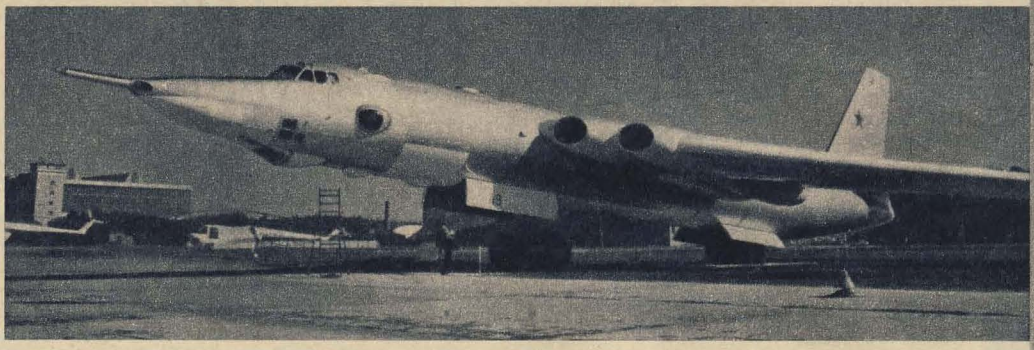
*G. S.*

## Mjasistschew 201 M (UdSSR)

**Taktisch-technische Daten:**

| | |
|---|---|
| Spannweite | 54,50 m |
| Länge | 52,80 m |
| Höhe | 12,80 m |
| Leermasse | 90 000 kg |
| Startmasse | |
| – normal | 165 000 kg |
| – maximal | 210 000 kg |
| Höchstgeschwindigk. | 1 100 km/h |
| Gipfelhöhe | 17 000 m |
| Reichweite | 1 800 km mit 15 000 kg Waffenzuladung |
| Triebwerk | 4× Strahlturbinen zu je 13 500 kp Schub |
| Bewaffnung | 2···4 weitreichende Raketen; Kernwaffen; konvent. Abwurfmittel und Lenkraketen; 2× ferngesteuerte Zwillingskanonen 23 mm; bemannter Heckstand mit 23-mm-Zwilling |
| Besatzung | 6···7 Mann |

Der strategische Raketenträger und Aufklärungsbomber 201 M entstand auf der Grundlage der M-4 (Fernbomber) Mitte der 50er Jahre. 1959 stellte das Flugzeug 12 Weltrekorde auf (Nutzlast und Höhe).



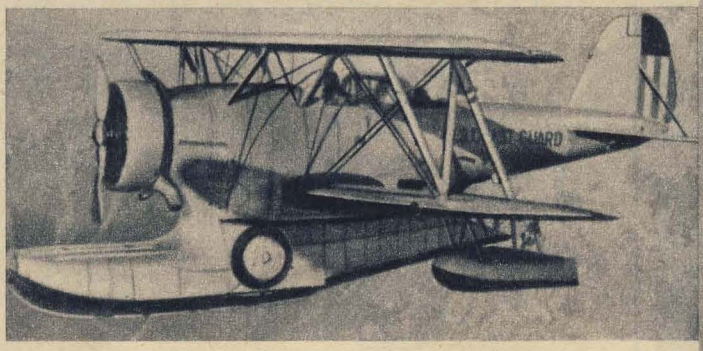
ARMEE-RUNDSCHAU 9/1970 | TYPENBLATT | FLUGZEUGE

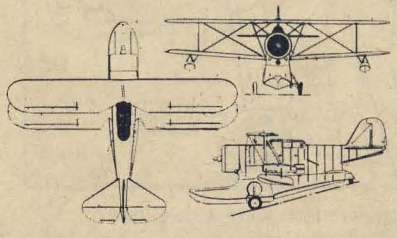
## Grumman J2F „Duck"/1935 (USA)

**Taktisch-technische Daten:**

| | |
|---|---|
| Spannweite | 11,89 m |
| Länge | 10,36 m |
| Höhe | 3,76 m |
| Leermasse | 2 470 kg |
| Startmasse | 3 300 kg |
| Höchstgeschwindigk. | 305 km/h |
| Gipfelhöhe | 8 100 m |
| Reichweite | 1 080 km |
| Triebwerk | ein Sternmotor Wright „Cyclone" R-1820-54 mit 1050 PS Startleistung |
| Bewaffnung | Abwurfwaffen bis 300 kg |
| Besatzung | 2 Mann |

Die Grumman „Duck" wurde in den sechs Baureihen J2F-1 bis J2F-6 bis zum Jahre 1945 gebaut und steht heute noch im Dienst bei einigen mittel- und südamerikanischen Streitkräften. Eingesetzt hauptsächlich für Nahaufklärung, U-Boot-Abwehr und Küstenüberwachung.



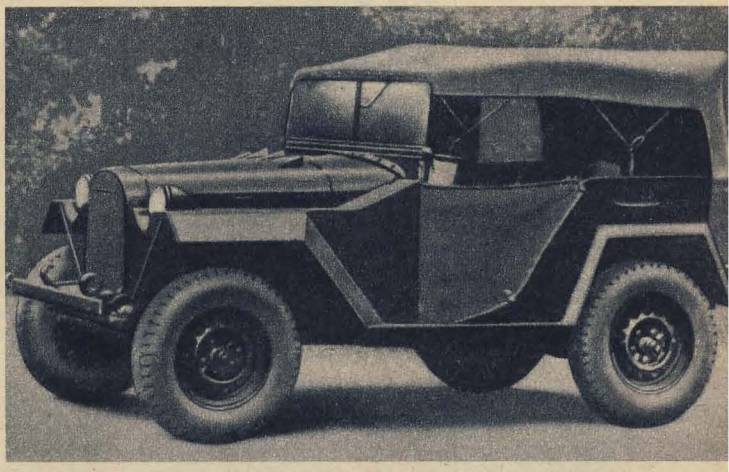


## GAZ-67 B/1943 (UdSSR)

**Taktisch-technische Daten:**

| | |
|---|---|
| Masse | 1 320 kg |
| Länge | 3 350 mm |
| Breite | 1 685 mm |
| Höhe | 1 700 mm |
| Radstand | 2 100 mm |
| Nutzlast | 400 kg |
| Höchstgeschwindigkeit | 90 km/h |
| Motor | 4-Zyl.-Otto, GAZ-A (Reihe), 54 PS |
| Antriebsformel | 4 × 4 |

Dieser Fahrzeugtyp wurde in den Jahren 1943 bis 1945 bei der Roten Armee in großer Anzahl als Kommandeursfahrzeug eingesetzt.



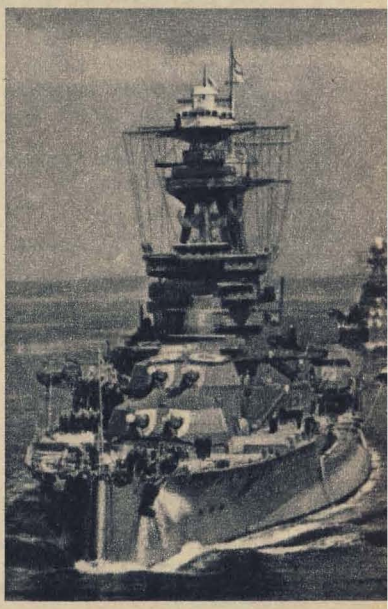


## Schlachtschiff „Royal Oak" (England)

**Taktisch-technische Daten:**

| | |
|---|---|
| Wasserverdräng. (Typ) | 29 150 ts |
| Länge | 189 m |
| Breite | 31,1 m |
| Tiefgang | 10 m |
| Geschwindigkeit | 22 kn |
| Panzerung | 25···330 mm |
| Antriebsanlage | 18 Yarrow-Kessel, 4 Parsons-Turbinen mit 40 000 PS Gesamtleistung |
| Bewaffnung | 8 × 381-mm-Geschütze; 12 × 152-mm-Geschütze; 8 × 102-mm-Flak; 4 × 47-mm-Geschütze; 16 × 40-mm-Flak; 1 Bordflugzeug |
| Besatzung | um 1 000 Mann |

Die „Royal Oak" und ihre fünf Schwesternschiffe wurden bereits im ersten Weltkrieg fertiggestellt. 1916 nahm das Schiff an der Skagerrakschlacht teil. In der Anfangsperiode des zweiten Weltkrieges (1939) wurde es durch das U-Boot U-47 in Scapa Flow versenkt.



# Der Stockfisch

*Fortsetzung von Seite 14*

Wergassow antwortete nichts. Er hatte Sergejew kaum zugehört. Für ihn war klar, daß der dem Kompaniechef erteilte Auftrag nicht erfüllt, die Anhöhe nicht genommen, das, was er dem Regimentskommandeur gemeldet hatte, nicht geschehen und alles, was Sergejew da redete, dummes Zeug war. Sergejew verteidigte seinen Kompaniechef, der sich zum Feldherrn aufgeschwungen hatte... Aber wozu reden! Ihm sollte es eine Lehre sein, daß man vorher wissen mußte, wem man einen solchen Auftrag geben konnte und wem nicht. Iljin mußte seines Postens als Kompaniechef enthoben werden. Aber das war nicht seine Sache. Und jetzt galt es, die Anhöhe zu erobern.

Wergassow blickte nach dem Hügel, dessen Konturen sich schon deutlich abzeichneten, und überlegte, wie und von wo aus der Schlag am besten zu führen war. Dann wandte er sich an Sergejew: „Du greifst von hier an, siehst du? Und Iljin von dort, aus der Schlucht. In fünf Minuten sind wir mit diesem Ding da fertig."

Er sah auf die Uhr. „Wo ist er nur abgeblieben, dein Melder, der Teufel soll ihn holen..."

Sergejew wollte antworten, da fiel ganz in der Nähe ein Schuß, nach ihm ein zweiter, ein dritter...

Sie sahen einander an. Iljin hatte seine Operation begonnen.

Als Iljin an Wergassow den Zettel schrieb, konnte er sich ungefähr vorstellen, wie der Bataillonskommandeur darauf reagieren würde. Wergassow war ehrgeizig, und er duldete nicht, daß man seine Befehle abänderte oder ihnen gar zuwiderhandelte. Was Iljin im Begriffe war zu tun, konnte man so und so auffassen. Freilich, in der Sprache der Militärgesetzgebung wäre es eher als „selbständig getroffene Entscheidung in Anbetracht einer veränderten Situation" zu bezeichnen.

Schon von seiner Hochschulausbildung her wußte Iljin, daß man in den Prüfungen besser abschnitt, wenn man den Stoff genau so wiedergab, wie er in den Vorlesungen geboten worden war. Eine Abweichung davon garantierte keineswegs eine bessere Note, im Gegenteil, meistens fiel das Resultat sogar schlechter aus.

Als Iljin den Zettel schrieb, sagte Sergejew: „Vielleicht lassen Sie das doch besser, Genosse Leutnant? Es ist immerhin Ihr erster Auftrag..."

Aber er schrieb den Zettel trotzdem und übernahm die Ausführung seines Planes selbst; Sergejew blieb zurück, um die Verbindung zu der Anhöhe abzuschneiden.

Iljin lag, die Maschinenpistole fest in der Hand, auf der Erde und wartete auf die Rückkehr der beiden Aufklärer, die er ausgeschickt hatte, um für alle Fälle noch einmal zu prüfen, ob das Gelände auch nicht vermint sei. Im Osten dämmerte der Tag, so daß er deutlich die Umrisse der beiden Soldaten erkennen konnte, die rechts von ihm lagen. Da liegen sie, diese beiden Soldaten, dachte er, und hinter ihnen liegen noch achtzehn Mann und warten auf das Signal zum Angriff. Und wenn er, ja, er selbst, das Signal geben wird, werden sie aufspringen und angreifen, und der eine oder andere von ihnen wird verwundet werden oder fallen, und sie wissen das alle und sind natürlich aufgeregt, obwohl sie erfahrene Frontkämpfer sind. Aufgeregt und dabei doch ruhig, denn sie haben einen Befehl, und es ist ihre einzige Aufgabe, einen Befehl auszuführen. Aber genügte das auch? Schließlich wußten sie ja – die Soldaten wissen immer alles –, daß der Bataillonskommandeur einen anderen Befehl gegeben hatte. An die zehn Schritt von ihm entfernt lag zum Beispiel ein Soldat, der neu in seine Kompanie gekommen war. Iljin hatte den runden, kurzgeschorenen Kopf – man hätte ihn streicheln mögen, denn sein Haar schien weich wie Plüsch – deutlich vor Augen. Dieser Soldat dachte jetzt vielleicht: Was hat sich der Leutnant da nur ausgeklügelt! Mit anderen Worten, er vertraute ihm nicht. Der Soldat mußte jedoch vor allem Vertrauen zu seinem Kommandeur haben, er mußte überzeugt sein, daß er sich nicht umsonst dem Kugelhagel aussetzte...

Für den Offizier an der Front ist es aber das schwerste, Entscheidungen zu treffen, das heißt, die Verantwortung dafür auf sich zu nehmen, daß die Menschen, deren Schicksal in seiner Hand liegt, wenn sie fallen, ihr Leben für eine Aufgabe hingeben, die unbedingt erfüllt werden muß. Der Offizier muß von der Richtigkeit seiner Entscheidung fest überzeugt sein. Ja, es ist das Schwierigste im Kriege, eine Entscheidung zu treffen und die Aufgabe, die man sich damit stellt, dann konsequent zu erfüllen.

Vorn bewegte sich etwas. Die Aufklärer? Ja, Mitrochin und Andronow. Außer Atem flüsterten sie Iljin zu, daß sie keine Minen gefunden hätten. Also war alles klar.

Iljin blickte auf die Uhr – er hatte sich für die Dauer des Angriffs von Koschubarow die Uhr mit den Leuchtziffern ausgeliehen. Sobald der Minutenzeiger die Drei erreicht haben würde, wollte er das Signal geben...

„Genosse Leutnant..."

Iljin zuckte zusammen. Neben ihm lag Lestschilin.

„Der Bataillonskommandeur befiehlt Ihnen, sofort zu ihm zu kommen."
Der Minutenzeiger hatte die Drei überschritten und näherte sich langsam der Vier. Iljin beugte sich zu Lestschilin hinüber und flüsterte ihm ins Ohr. „In einer Minute schlage ich los. Sag dem Bataillonskommandeur, daß wir Konowalows Kompanie zur Verstärkung brauchen. Lauf..."
Als er die Pfeife zum Munde führte, um das Signal zu geben, war es ihm, als ob sein Herz stillstünde.
Im nächsten Augenblick, da er, die MPi fest mit den Händen umklammernd, die Anhöhe hinaufstürmte, fühlte er sich jedoch leicht und unbeschwert, und als er den Soldaten mit dem Plüschkopf überholte, konnte er sich nicht beherrschen und schrie: „Vorwärts, Bruder, vorwärts!"
Und der Soldat antwortete freundschaftlich: „Ja, vorwärts, Leutnant, vorwärts!"

Am Abend desselben Tages kehrte Wergassow aus dem Divisionsstab zurück. Man hatte ihn rufen lassen, um ein genaues Bild von der Operation zu erhalten, die die deutsche Verteidigung aufgerollt und der Division die Möglichkeit gegeben hatte, fast sechs Kilometer weit vorzustoßen und drei Batterien weittragender Geschütze zu erbeuten, die der Gegner nicht mehr zurückziehen konnte. Im Stab schüttelten alle Wergassow die Hand, gratulierten ihm, klopften ihm auf die Schulter, und immer wieder hieß es: Unser Wergassow, auf den kann man sich verlassen!
Der Divisionskommandeur beglückwünschte Wergassow ebenfalls, und auf dessen Einwand, das Hauptverdienst bei dieser Operation habe der Kompaniechef Iljin, sagte er nur lächelnd: „Spiel nicht den Bescheidenen, Wergassow, es steht dir nicht. Dem Kompaniechef, was des Kompaniechefs, und dem Bataillonskommandeur, was des Bataillonskommandeurs ist. Ich bin schließlich nicht den ersten Tag Soldat."
Daß er keine Gelegenheit gefunden hatte, dem Divisionskommandeur und all den anderen zu antworten, und daß er jetzt in der linken Brusttasche seiner Uniformjacke einen Befehl trug, worin ihm der Dank ausgesprochen wurde für eine „unter den komplizierten Bedingungen des Nachtkampfes glänzend bewiesene Initiative, die zu bedeutenden taktischen Erfolgen geführt hat", Iljin jedoch nur die Anerkennung für „die Erfüllung des Auftrags, die Besymjannaja-Höhe einzunehmen" – all das war Wergassow sehr unangenehm.
Erst jetzt hatte er erfahren, wie es dort, am Fuße der Höhe, zugegangen war. Er war, wie er nun erkannte, blind vor Wut gewesen. Er hatte Iljins Plan einfach nicht begreifen wollen, sondern ihn für einen sinnlosen Einfall gehalten. Und wäre ihm Iljin unter die Augen gekommen, der Himmel weiß, was er mit ihm angestellt hätte. Doch zum Glück war Iljin nicht erschienen, und Wergassow war in erster Linie Offizier, das heißt ein Mensch, dem es bei


# FEKAMUL DO

Neutraler, kalt anwendbarer Emulsionsreiniger für metallische Oberflächen.

Zum Reinigen der Innen- und Außenflächen von Verbrennungskraftmaschinen, Ölkühlern und -leitungen, Federn, Wellen und Lagern von Öl, Fett, Harz u. a. Gut geeignet für Bunt- und Leichtmetalle.

# FEKAMUL B10

Neutraler Emulsionsreiniger für metallische Oberflächen.

Zum Entfetten von Metalloberflächen im Tauch- oder Abkochverfahren. Löst und dispergiert in heißer, wäßriger Verdünnung Öle, Zieh- und Stanzfette von verformten Blechteilen. Durch Zusatz von Alkali oder Phosphaten wird die Reinigungswirkung verstärkt.

# FEKAMUL KA

Schaumgebremster Emulsionsreiniger für metallische Oberflächen.

Zur Reinigung von Kraftfahrzeug-Karosserien vor der Grundlackierung sowie der Innenräume von Omnibussen und Anhängern.

Lieferung durch:

VEB Chemiehandel Potsdam BT Brandenburg, FA Chemie DDR – 18 Brandenburg Krakauer Landstr. 30 und

VEB Chemiehandel Dresden BT Riesa, FA Chemie DDR – 84 Riesa Lommatzscher Straße 4

Bitte fordern Sie Musterangebot

VEB Fettchemie Karl-Marx-Stadt
Neefestraße 119/125

einer militärischen Aktion vor allem auf den Ausgang ankam. Ob er wollte oder nicht, hatte er sich deshalb in der Lage, die durch Iljins Handlungsweise entstanden war, schließlich der Initiative seines Kompaniechefs unterwerfen müssen. Es gab nur eine Lösung – das Bataillon zusammenzuziehen, der zweiten Kompanie zu helfen, sich auf der Besymjannaja-Höhe festzusetzen, zu versuchen, den Widerstand der Höhe 103,2 mit eigenen Kräften zu brechen, und unverzüglich den Regimentskommandeur von allem zu benachrichtigen. Und das tat er auch.

Das Ergebnis überstieg alle Erwartungen. Iljin eroberte die Anhöhe, auf der eine Gruppe völlig ahnungsloser Nachrichtenleute saß, wenn auch nicht kampflos, so doch ohne einen einzigen Mann zu verlieren. In dem Augenblick, als der Gegner, von dem Schußwechsel aufgeschreckt, in höchster Eile begann, seine Bataillone heranzuführen, um die vorbereiteten Verteidigungsstellungen einzunehmen, rückte Konowalows Kompanie zu Iljins Verstärkung an. Die Faschisten wurden mit Maschinengewehrfeuer empfangen, sie gerieten in Verwirrung und ergriffen die Flucht. In die Lücke drängte Wergassows Bataillon. Zwei andere griffen von der Seite an. Kaum daß die deutsche Verteidigungslinie in diesem Abschnitt durchbrochen war, stieß die Division in breiter Front beinahe sechs Kilometer vor. Das war ein großer Erfolg.

Wergassow ritt langsam durch den Wald. Er war müde. Müde von der schlaflosen Nacht, von dem ereignisreichen Tag, von dem stürmischen Empfang im Divisionsstab. Langsam ritt er durch den lichten Wald und gab seinem Grauen ab und zu lässig einen Hieb mit der Gerte. Er hatte keine Lust, zum Bataillon zurückzukehren, wußte er doch, daß er dort Iljin sehen würde, dem er seit der Zeit, da er ihm den Befehl zur Eroberung der Höhe 103,2 gegeben hatte, nicht begegnet war. Er wußte, daß er mit ihm würde sprechen müssen und konnte sich nicht vorstellen, wie und worüber, ja, es war ihm überhaupt nicht klar, wie er sich, zum Teufel noch mal, Iljin gegenüber verhalten sollte.

Das Bataillon – es lag in einem winzigen Wäldchen in den von den Deutschen verlassenen Bunkern – bildete jetzt die zweite Staffel.

Wergassow ritt zu dem Bunker des Bataillonsstabs, einem mit größter Sorgfalt errichteten deutschen Unterstand, auf dessen Tür mit schwarzer Farbe eine Fledermaus gemalt war, das Erkennungszeichen der deutschen Einheit, die hier gelegen hatte. Die Fledermaus war buchstäblich überall draufgeschmiert, sogar auf die Latrine.

Neben dem Unterstand hockte Pastuschkow und besah sich eine vor ihm ausgebreitete Hose. Er überlegte anscheinend, wie er den Flicken am besten einsetzte. Als er den Bataillonskommandeur erblickte, rollte er die Hose zusammen und stand gemächlich auf. „Soll ich den Grauen absatteln?“ fragte er, und sowohl an dem Ton, in dem er diese Frage stellte, als auch daran, daß ihr nicht, wie gewöhnlich, andere Fragen folgten, spürte Wergassow eine Veränderung. Etwas war anders als sonst.

Der Soldat, der im Bunker an der Niederschrift der Tagesmeldung saß, sah ihn, wie es schien, ebenfalls mit anderen Augen an, irgendwie von der Seite, und der Chef des Bataillonsstabs hob ein wenig den Kopf und fragte: „Nun, was gibt es Neues dort?“, dann drehte er Wergassow den Rücken zu und begann sogleich zu schnarchen.

Schließlich lenkte Wergassow seine Schritte doch zu Iljin.

Iljin saß auf einem Munitionskasten und rasierte sich. Als er den Bataillonskommandeur kommen sah, stand er auf.

„Lassen Sie sich nicht stören, lassen Sie sich nicht stören!“ sagte Wergassow, und nach einer kleinen Pause fügte er hinzu: „Sie machen sich schön?“

„Ich muß mich beeilen, damit ich fertig werde, ehe es völlig dunkel ist.“

Wergassow wartete schweigend, bis Iljin mit dem Rasieren fertig war. Erst dann, als es im Umkreis von einer halben Werst nach extrastarkem Kölnischwasser duftete, zog er ein vierfach gefaltetes Blatt Papier aus der Tasche und reichte es Iljin. „Da, lesen Sie!“

Iljin entfaltete das Blatt. Es war der Befehl des Divisionskommandeurs. Er las lange und nickte dabei zustimmend mit dem Kopf. „Sehr angenehm. Nichts dagegen zu sagen, sehr angenehm.“ Iljin errötete sogar ein wenig.

Wergassow steckte den Befehl, ohne einen Blick darauf zu werfen, wieder ein. Umständlich knöpfte er die Tasche zu. Dann sagte er: „Ich habe nicht die Absicht, ihn vor versammelter Mannschaft zu verlesen.“

„Warum denn nicht?“ fragte Iljin erstaunt. „Einen solchen Befehl nicht verlesen? Die Soldaten wollen doch . . .“

„Ihnen dürfte wohl klar sein, warum ich ihn nicht verlesen kann.“

„Nein, das ist mir nicht klar.“

Wergassow sah Iljin finster an. „Ich wollte Sie von Ihrer Funktion als Kompaniechef entbinden“, sagte er mit tonloser Stimme.

„Wissen Sie das denn nicht? Und zwar aus dem gleichen Grunde, aus dem Ihnen . . . und auch mir“, fügte er sehr leise hinzu, „heute diese Anerkennung ausgesprochen wurde.“ Und nach einem Augenblick des Schweigens fragte er: „Ist es Ihnen jetzt klar?“

„Wenn es meinetwegen ist“, antwortete Iljin ebenso leise, „so können Sie den Befehl ruhig verlesen. Ich messe der Sache keinerlei Bedeutung bei. Ich verstehe, da . . .“

„Nein, Sie verstehen es nicht. Das ist es ja eben. Sie verstehen überhaupt vieles nicht.“ Halb zur Seite gewandt, blickte er aus den Augenwinkeln auf Iljin. „Aber ich verstehe anscheinend noch weniger . . . Gehen wir zu mir, ja?“

Iljin begriff nicht gleich: „Wohin?“

„Zu mir. Ich habe Kognak, Beuteware.“

Iljin lächelte verlegen. „Aber Sie wissen doch, Genosse Hauptmann, ich vertrage nicht viel . . .“

„Und wie steht es mit einem Kaffee?“ unterbrach ihn Wergassow, und aus seinen Augen strahlte jene jungenhafte Fröhlichkeit, die Iljin immer so gefiel.

# Detonation vor Damaskus

**Erst drei Jahre existiert die syrische Volksmiliz. Aber ihre Kämpfer gehören bereits zum Alltag der Syrischen Arabischen Republik. Eine Übung dieser Freiwilligenformation erlebten Hans-Dieter Bräuer (Text) und Jochen Moll (Fotos)**

Ein dumpfer Knall rollt plötzlich durch die Luft; ein Knirschen folgt, ein Knattern und Prasseln. Und gelber Staub hängt sich vor die sengende Sonne, vernebelt den durchsichtigen syrischen Mittagshimmel. Ein Haus flog in die Luft, ein verfallenes, längst verlassenes Bauernhaus dicht an der Straße, die von der Hauptstadt Damaskus nach Süden führt.

Viele Autos sind auf der Straße: keuchende Lastzüge mit abenteuerlich aufgetürmten Gütern, buntbemalte Busse mit für den Orient typischen verschnörkelten Ziergittern vor dem Kühler, ein offener Lieferwagen, darauf eine Schar lachender, singender Oberschüler. Aber die Chauffeure wie die Mitfahrenden blicken nur kurz auf Rauch und Staub und Ruine. Man ist heute in Syrien, Grenzland und Aggressionsziel Israels im über dreijährigen „Sechstagekrieg", Detonationsgeräusche gewohnt.

Doch diesmal waren es keine Israelis, die das alte Lehmgemäuer in die Luft gejagt hatten – obwohl das nichts besonderes gewesen wäre: Oft schon warfen „Skyhawks" mit dem blauen, sechszackigen Davidstern am Leitwerk Bomben, streuten Napalm, hinterließen Trümmer und Tod.

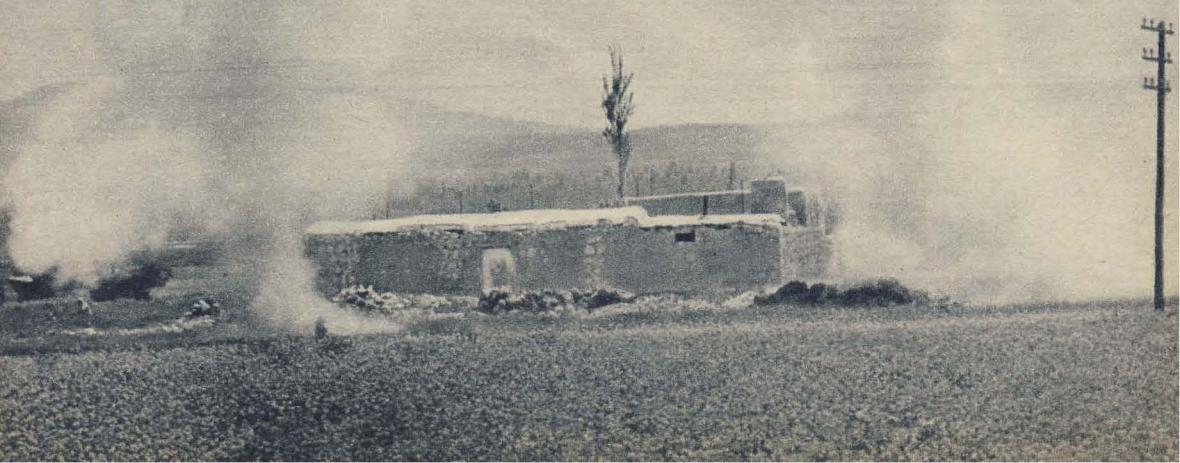
Volksmilizionäre sind es, die hier an der Überlandstraße soeben eine Geländeübung mit einer effektvollen Sprengung abgeschlossen haben.

Die Sonne steht hoch am Himmel, und wir schätzen die Temperatur auf etwa fünfunddreißig Grad. Schon als wir – ein rundes Tagesviertel zuvor – die schattigen Straßen des morgendlichen Damaskus verließen, überfiel uns die Hitze wie ein Keulenschlag. Es war klar, daß die bevorstehende Übung unter diesen Umständen von den Kämpfern, mit denen wir hinausfuhren, allerhand verlangen würde.

Nach dem Morgenappell auf dem wenig begrünten, steinübersäten Land zwischen den Ausläufern des Antilibanon-Gebirges und der Weite der Großen Syrischen Wüste gibt es dann auch kaum noch eine Pause für die Milizionäre. Was es gibt, das ist hin und wieder eine Zigarette, ein Schluck lauwarmen Wassers, ein Bissen vom traditionellen flachen Fladenbrot.

Es ist keine Renommierübung von Elitekämpfern, die wir beobachten dürfen – „Freunden soll man nichts vormachen", sagt einer der Ausbildungsoffiziere von der Armee –, wir erleben ganz normale Damaszener Bürger im Einsatz, die zum Teil erst ein paar Wochen dabei sind. Viele haben noch keine Übung im Waffenhandwerk, sie kennen noch nicht die Tricks und Kniffe des erfahrenen Soldaten, beherrschen noch nicht die Dynamik des Kampfes, müssen erst noch lernen, ihre Kräfte richtig einzuteilen. Aber sie wissen, daß ein Gewehr allein – das sie, wie alle Araber, sehr schnell gut gebrauchen lernen – heute nicht mehr den Kämpfer ausmacht. Deshalb haben sie Härte mitgebracht: Härte für das Lernen.

In einer flachen Mulde des leicht gewellten Geländes wuchert, einer Oase gleich, weißblühender Steinbrech, eine typische Trockenlandpflanze. Dort stoßen wir auf drei Milizionäre, kauernd der eine, lie-



**Tausende, vom Arbeiter bis zum Eisverkäufer, griffen zum Gewehr, um die syrische Heimat zu verteidigen. Armeeangehörige helfen ihnen, rasch gutausgebildete Kämpfer zu werden.**

gend der andere, hinter eine kleine, irgendwann von Bauern zusammengetragene Steinpyramide gepreßt, der dritte – so, wie die Deckung es eben erlaubt. Sie haben keinen Blick für uns, lassen das einsame, verfallene Haus, in dem sich – entsprechend der angenommenen Lage – der Feind verschanzt hat, keine Sekunde aus den Augen. Ein im Schutz der wenigen natürlichen Deckungsmöglichkeiten vorzutragender Angriff soll geprobt werden. Die Bedingungen sind real gewählt; denn in den Ländern des Nahen Ostens gibt es nicht die uns vertraute reichliche Vegetation, die vor Sicht schützt oder es zumindest erleichtert, sich getarnt an den Gegner heranzuarbeiten. Dort ist das Uniformkhaki im bräunlichgelben und weithin kahlen Gelände oft die einzig mögliche Tarnung.

Die drei Kämpfer warten auf den Befehl zum Angriff. Endlich kommt das Signal: ein einfaches Handzeichen. Die drei kriechen – wie ihre Kameraden auch – über die Dekkung, gleiten, dicht an den Boden geschmiegt, bis zum nächsten Geländeeinschnitt. Dort können sie etwas aufatmen. Für Minuten nur. Dann geht es weiter, Meter für Meter über Schotter, scheuernden Sand, stachlige Pflanzen, die an den Kleidern und auf der Haut ihre Spuren hinterlassen.

Wir stehen etwas erhöht – wie auch die Armeeoffiziere, die die Übung beobachten, hin und wieder lenkend eingreifen und gelegentlich ein paar Worte für die spätere Einschätzung notieren – und sehen, wie sich die Milizionäre vorarbeiten: einer Schleife gleich, die enger und enger gezogen wird. Es ist ganz still. Nur die Übenden mögen etwas hören – das wilde Pochen des eigenen Herzens, das keuchende Atmen des Nebenmannes vielleicht. Die Sonne brennt unbarmherzig.

Bis auf einige Dutzend Meter vor dem Angriffsziel fällt kein Schuß. Dann, urplötzlich, mit einem Schlag, zersplittern knatternd Platzpatronen in

der Luft. Der Lärm dauert nur knapp eine Minute. In dieser Zeit springen drei Kämpfer hoch, rasen in Zickzacksprüngen und, auf den Feuerschutz vertrauend, ohne jede direkte Deckung auf das Haus zu. Schnell sind sie im toten Winkel der Waffen des „Feindes" und bringen Haftladungen an. Dann erschüttert die Detonation das Haus, wirbelt Staub auf; kleine Lehmbrocken prasseln auf den flach am Boden liegenden Sprengtrupp.

Der Sprengtrupp – das sind die drei aus der mit Steinbrech bewachsenen Mulde. Nun, vor der Übungsauswertung, haben sie auf eine Zigarettenlänge Zeit für uns: Khamal Aslan, ein Bankangestellter, Mohammed Mourat, der im Damaszener Suk, im berühmten Basar, mit Textilien handelt, und Darwisch Schalasch, ein Arbeiter aus einer Teppichfabrik. Über ihre braunen Gesichter perlt der Schweiß, sie atmen noch schwer, dem Arbeiter trocknet Blut auf den Händen, und blutig ist auch das bei der Übung zerrissene Hemd. Spitz sind die Steine hier.

Darwisch Schalasch trägt keine Uniform; wir wissen: Die Uniformfabriken kommen dem Andrang der Freiwilligen nicht immer nach. Auf dem Kopf die traditionelle Kuffia, steckt er in ganz normalem Zivilzeug. Wir denken daran, daß er sicher keine Reichtümer besitzt, um nach Belieben neue Hemden kaufen zu können, und wir schauen mit Hochachtung auf diesen Mann, der mit ruhiger Selbstverständlichkeit zu jedem Opfer für seine Heimat bereit ist. Als wir uns nach seinen Verletzungen erkundigen, meint er lakonisch: „Ich bin doch gegen Tetanus geimpft!"

Einer der Volksmilizionäre weist zum 2800 Meter hohen Dschebel esch Schech, dessen schneebedeckter Gipfel weithin sichtbar über dem gelben

**Hart ist die Ausbildung in Wüstensand und Sonnenglut. Doch jederzeit findet man in der Syrischen Arabischen Republik – ob in den Straßen der Städte oder in unwegsamem Gelände – übende Volksmilizionäre.**

Land schimmert. „Vergessen Sie nicht, daß dort die Israelis stehen, auf unserem Land." Bis nach Damaskus sind es nur wenig mehr als 50 Kilometer von diesem Berg, den die Israelis Hermon nennen – heiliger Berg. Unheil aber soll von dort ausgehen; denn alle Welt weiß, daß die Aggressoren weitermarschieren möchten. Deshalb stehen die Syrer auch in ihrer Volksmiliz auf Wacht. Die Armee ist für den Verteidigungswillen eines ganzen Volkes zu klein geworden.

## Stichwort: VOLKSMILIZ

**Die Volksmiliz der Syrischen Arabischen Republik ist eine straff organisierte militärische Truppe, die sich aus Freiwilligen aller patriotischen Klassen und Schichten Syriens formiert. Offiziell trägt sie – im Unterschied zur „Nationalarmee", den regulären Streitkräften – den Namen „Volksarmee". Ihrem Charakter nach ist sie jedoch eine ausgesprochene Milizformation. Die Volksmiliz ist sowohl nach Betrieben, Genossenschaften und anderen Institutionen als auch, vor allem auf dem Lande, territorial gegliedert. Sie untersteht dem Minister für die Grenzgebiete, der gleichzeitig Chef der Volksmiliz ist und in dieser Funktion eng mit der Armeeführung zusammenarbeitet. Die Armee stellt auch die Ausbildungskader und hat hohe Offiziere in den Stab der Volksmiliz entsandt. Die Ausbildung der Volksmiliz verläuft in zwei Phasen. 1. Das ganze Jahr über finden alle zwei Wochen eintägige Übungen statt (insgesamt mindestens 160 Stunden). 2. Höhepunkt des Ausbildungsjahres ist ein zweiwöchiges Abschlußmanöver. Die Einheiten der Volksmiliz sind mit Handfeuerwaffen (Maschinenpistolen, Sturmgewehre und Karabiner), panzerbrechenden Waffen (vor allem reaktive Geschütze), Fla-MGs und zum Teil leichten artilleristischen Waffen (in erster Linie Granatwerfer) ausgerüstet.**

**Die Volksmiliz hat drei Aufgaben: 1. Territorialverteidigung (Schutz von Städten, Dörfern und Fabriken); 2. bewegliche Verteidigung in Kooperation mit der regulären Armee (Reservefunktion); 3. Partisanentätigkeit im Falle einer Besetzung von Landesteilen. Außerdem werden die Einheiten der Volksmiliz bei Naturkatastrophen eingesetzt. Der Gedanke, in Syrien eine Volksmiliz zu schaffen, wurde Anfang 1967 geboren, aber erst nach der Israel-Aggression, die auch eine Okkupation syrischen Gebiets nach sich zog (Provinz Kuneitra), verwirklicht.**

**Über die Mannschaftsstärke gibt es keine offiziellen Zahlen, doch dürfte sie ziemlich bedeutend sein; denn nicht nur in Städten und Fabriken, sonderen auch in kleinen Dörfern bestehen Volksmiliz-abteilungen.** **H.-D. B.**

ARMEE Rundschau

HEFT 9
SEPTEMBER 1970
PREIS 1 MARK

3 Oberst Richter antwortet
4 Miteinander – füreinander
10 Der Stockfisch
16 Postsack
19 Buch, Film
20 Zu Gast: Ein Weltraumgeneral
24 DDR – unser Vaterland
26 Militärtechnische Umschau
27 Anno Tobak
28 Festouvertüre 1812
30 Routiniers und Debütanten
36 AR international
40 Nur über die Straße
46 Anekdoten
50 Trägerraketen aus dem Baukasten
52 Die aktuelle Umfrage
55 „Mekka der Panzerwaffe"
59 Die verstümmelte Depesche
66 Erprobt unter allen Bedingungen
73 Benjamin unter Könnern
77 Rührt euch!
80 Bauplatz und Prüffeld
84 Typenblätter
90 Detonation vor Damaskus

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Oberstleutnant Dr. Hansjürgen Uszceck Anschrift: 1055 Berlin, Postfach 7986 · Telefon: 53 07 61 Auslandskorrespondenten: Oberst W. G. Radtschenko und Oberstleutnant E. A. Udowitschenko, Moskau; Oberstleutnant d. R. Z. Flisowski, Warschau; Oberst J. Schaulow, Sofia; Major J. Červený, Prag; Major R. Kutas, Budapest; Oberstleutnant I. Capet, Bukarest Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, 1055 Berlin, Postfach 6943 · Erscheint monatlich Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Bezugsmöglichkeiten: In der DDR über die Deutsche Post und den Buch- und Zeitschriftenvertrieb, 102 Berlin, Rungestraße 20 – in den sozialistischen Ländern über den jeweiligen Postzeitungsvertrieb – in allen übrigen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel und die Firma Deutscher Buch-Export und -Import GmbH, DDR – 701 Leipzig, Leninstraße 16 – in Westdeutschland und Westberlin über den örtlichen Buchhandel und die Firma Buch-Export und -Import GmbH, DDR – 701 Leipzig, Leninstraße 16 · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG Werbung, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28/31, und alle DEWAG-Betriebe und -Zweigstellen in den Bezirken der DDR. Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Gesamtherstellung: INTERDRUCK III/18/97 · Gestaltung: Günter Peukert und Eugen Schumann

Die Redaktion wurde am 1. 11. 1966 mit der Verdienstmedaille der NVA in Gold ausgezeichnet.

**Redaktionsschluß dieses Heftes: 6. Juli 1970**

Fotos: Gebauer (3) Titel, S. 3, 36; Uhlenhut (10) S. 2, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 74, 75, Rücktitel; MBD/Walzel (4) S. 4, 6, 70; Moll (6) S. 5, 90, 91, 92, 93; Archiv (14) S. 7, 9, 26, 27, 48, 66, 68, 69, 70, 71, 84, 85; Klöppel (2) S. 8, 49; Barkowsky (1) S. 15; Progreß (1) S. 19; ZB (10) S. 20, 21, 22, 38, 55, 58, 67; Iwanow (1) S. 23; Navotný (1) S. 26; GST/Hein (1) S. 26; Friedrich (8) S. 30, 31, 32, 33, 34, 35; MBD/Zühlsdorf (2) S. 36, 70; „Igaz Szó" (1) S. 37; Ungr (1) S. 37; Labík (1) S. 39; Syndoman (1) S. 74; MBD (1) S. 78; Willmann (1) S. 84; MBD/Fröbus (1) S. 89.



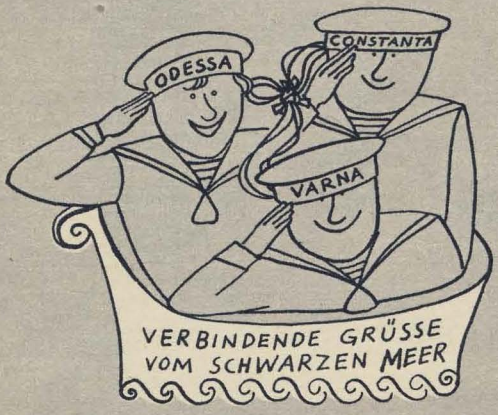
Neuankündigung für das Berliner Publikum: Nach einigen hundert erfolgreichen Aufführungen der „Dreigroschenoper" im Berliner Ensemble wurde die Polly, Ganovenbraut des Mackie Messer, mit Angelika Waller besetzt. Dieselbe, welche unlängst dem Fernsehpublikum in Fedins „Flamme" auffiel, die in „Sehnsucht nach Sabine", „Brennende Ruhr", „Wir lassen uns scheiden", „Schwarze Panther" spielte, in „Blaulicht" als Verbrecherdämchen durch Schornsteine glitt, als verliebte Fallschirmspringerin „Im Himmel ist doch Jahrmarkt" verkündete und vor allem als Ulla, tapfere, entschlossene FDJlerin in „St. Urban", überzeugte. Vor allem in der letztgenannten Rolle, die Angelika Waller als eine der bedeutendsten ihrer Laufbahn bezeichnet, vermochte die junge Künstlerin die Vielfalt ihres Könnens zu zeigen.

10 Fernsehspiele und ein knappes Dutzend Bühnenrollen in sechs Jahren beim „BE" – ist es nicht mächtig schwer, ständig von einer Figur, Zeit und Situation in die andere zu schlüpfen? Sie sagt: „Nein! Das gehört dazu, ist Selbstverständlichkeit und wie ein Handwerk erlernbar. Mein ursprünglicher Wunsch, Ärztin zu werden, hätte mich ebenso gefordert. Man sollte diese Berufe mit weniger Mythos und Illusionen sehen! Theaterspielen ist herrlich, wenn man das Publikum mitgehen und -denken spürt, wenn man Fehler, eine umstrittene Gestalt, wie die Ulla, begreiflich macht. Gewiß, unsere Arbeit ist nicht meßbar wie ein Werkstück, schwer aber nur, weil sie längst über ‚Schauspielerei' hinaus ist und jede Rolle glaubwürdige Gestalten verlangt. Das Grundwissen muß ständig erweitert werden. Taktstraße, Computer, Wissenschaft und Technik verlangen ihr Recht." Angelika kennt die Arbeit unter Tage, den Schweiß der „Kippmädchen" und Wismutkumpel, lernte Russischdialekt und stöhnte unter der Last einer Fallschirmmontur. Auch die Musikproben zur „Dreigroschenoper" waren schwieriges Neuland. Trotzdem liebt sie ihren Beruf, die Auslandsgastspiele, Wechsel, Kampf und Erfolge – ebenso wie ihr Ferienziel Budapest, das ihrer Kochleidenschaft immer neue Anregung liefert.

*Helga Heine*

*Angelika Waller*

STAR-Palette




# Waffenbrüderschaftliches

gezeichnet von **PAUL KLIMPKE**